Aus Londons Gesellschaft oder die Drahtzieher.

Ein Roman

von

Theodor Hagen.

Erster Band.

Nordhausen 1856.
Verlag von Adolph Büchting.

Vorwort.

Was hier dem Leser geboten wird, ist weniger Roman als Wirklichkeit. Die Mehrzahl der vorgeführten Personen existirt und ist noch jeden Augenblick in London anzutreffen. Freilich sind die Verhältnisse, in denen der Verfasser diese Personen auftreten läßt, mehr oder weniger dem Phantasieleben entnommen, aber so unwahrscheinlich auch namentlich manchem deutschen Leser die Intrigue erscheinen mag, so wird ihn doch ein einfacher Blick in die Polizeiberichte eng-

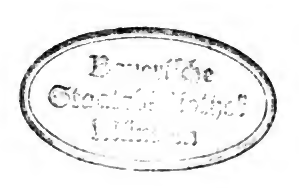
lischer Gerichtshöfe überzeugen, daß die Phantasie hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist. Ueberhaupt ist das Leben in einer Stadt wie London viel zu romanhaft, als daß die Erfindung damit gleichen Schritt halten könnte. Ein einfacher Spaziergang durch gewisse Distrikte, ein einfacher Blick in gewisse Theile der Bevölkerung dieser Weltstadt muß den Leser überzeugen, daß die originalste Figur der Bühnen- und Literaturwelt, die originalste Dichtung, kurz das, was man so leicht geneigt ist übertrieben zu nennen, in dem wirklichen Leben seine volle Bestätigung und Begründung findet. Etwas Anderes wäre es, wollte man dem Verfasser den Vorwurf machen, einer Ausnahme zu Liebe die Regel vernachlässigt zu haben. Aber es handelt sich hier um die Ausnahme einer ganzen Klasse von Menschen, die, weitverzweigt in alle Höhen und Niederungen der Londoner Gesell-

schaft, unbedingt so viele intelligente und interessante Erscheinungen umfaßt, daß es dem Psychologen, Demjenigen, der sich nicht eher ein Urtheil über das Ganze zutrauen mag, als bis er alle Theile, selbst die entlegensten, kennen gelernt hat, wohl der Mühe werth erscheinen wird, sich einen Augenblick mit der Schilderung dieses Theils zu beschäftigen. — Ueberdies aber weil die Herren Industrieritter, die unter sich spottweise „Drahtzieher" genannt werden, mit der ganzen Gesellschaft in steter Wechselwirkung sind und nur auf Kosten derselben existiren, muß ihre Schilderung nothwendigerweise die jener umschließen. Man kann nicht von den Drahtziehern sprechen, von ihrem Leben, von ihren Sitten, ohne nicht auch zu gleicher Zeit einen Blick in die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Englands zu thun, und so mag denn diese Arbeit als der Versuch eines Bei-

trags zur Kenntniß englischen Lebens, wie es sich namentlich in Berührung mit den Ausländern gestaltet, hingenommen werden.

London, Anfang September 1854.

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Sehen Sie jenen schlanken, jungen Mann mit dem sorgfältig gescheitelten schwarzen Hauptlhaar, mit dem kleinen, nicht minder sorgfältig behandelten Schnurrbart, mit der feinen, weißen Wäsche, dem knapp anliegenden Gehrocke, den Lackstiefeln und der Lorgnette im Auge? — Es ist ein Drahtzieher. — Sie staunen? — Ja, die Drahtzieher im lieben Vaterlande sehen anders aus; doch warten Sie nur, Sie werden noch mehr staunen. Der feine, junge Drahtzieher spricht in diesem Augenblick französisch. Welch' ein Französisch! Sie merken nicht den Deutschen, der Pariser Accent ist täuschend wiedergegeben. Und was spricht er! Hören Sie.

„Wir haben den gestrigen Tag ziemlich gut verbracht. Wir haben bei Moul gefrühstückt, wir sind später nach Windsor gefahren, wo wir uns von der fatiguanten Besichtigung des Schlosses durch ein passables Diner restaurirt haben; sodann fuhren wir in die Oper und zu

zuletzt haben wir bei Madame Thomar unsern Thee genommen. Aber Freund, Alles dies ist noch gar nichts, das ist kein Londoner Leben, wie es die fashionable Welt versteht, Sie sind in Paris andere Dinge gewöhnt, Sie werden sich gelangweilt haben."

„Nicht doch, ich versichere Sie, den Tag ganz angenehm zugebracht zu haben," entgegnete der Angeredete, ein junger Franzose von höchstens zweiundzwanzig Jahren.

„Sie irren sich", bemerkte der Drahtzieher, „Sie haben sich gelangweilt, ich weiß es ganz bestimmt. Sie müssen sich gelangweilt haben, oder Sie würden aufhören, der geistreiche Graf Leon zu sein, der vor zwei Wintern durch seine genialen Streiche ganz Paris in Athem zu halten wußte. Ja, ja, so ist es; unsere Kollegen im Klub Piccadilly hätten sonst Ursache, sich über Sie lustig zu machen." —

„Ich gebe zu," erwiederte der Franzose, „daß die Parthie dann und wann etwas Abspannendes hatte, daß ich das Piquante, Entrainirende, das, was wir damals in Paris das Dämonische nannten, vermißte; aber vielleicht wurde mir dies weniger lästig, weil ich mich auf einem ganz neuen Boden befinde. Erst seit zwei Tagen in London, muß die Neuheit der Gegenstände den Mangel an wirklichem Reiz ersetzen." —

„Zugegeben, aber das kann nicht so bleiben. Sie dürfen nicht glauben, als hätte unser London nicht auch das Dämonische, und der heutige Tag sei dazu bestimmt, Sie damit bekannt zu machen.“ —

Diese Unterredung wurde beim Dessert an der table d'hôte im Hotel Sablonnière gehalten. Die meisten Gäste hatten sich schon entfernt, nur ein Mann in den dreißiger Jahren, mit starkem, schwarzen Bart in einem grünen Jagdkleide war noch gegenwärtig. Da er den beiden redenden Personen gegenüber saß, und diese ihre Unterhaltung nicht gar zu leise führten, so mußte die letztere ihm natürlich nicht unbekannt bleiben.

„Sie machen mich in der That neugierig,“ bemerkte der junge Franzose. „Bis jetzt ist mir London, trotz seiner Großartigkeit, etwas nüchtern vorgekommen.“ —

„Nüchtern!“ rief der Drahtzieher aus. „Das wundert mich nicht. Das Land und seine Bewohner müssen nüchtern sein, das Gesetz und die Staatskirche verlangen es. Aber jedes Leben hat seine Mysterien, und ich versichere Sie, die von London sind nicht nüchtern. — Garçon, eine Flasche Champagner!“

„Bringen Sie mir einige Cigarren,“ bemerkte der Mann im Jagdkleide. —

Der Champagner und die Cigarren wurden gebracht.

„Und wann werden Sie mich in diese Mysterien einweihen?“ fragte der junge Graf.

„Heute Abend oder vielmehr heute Nacht. Aber was werden wir bis dahin anfangen?“ —

In diesem Augenblicke warf der Mann im Jagdkleide unwillig seine Cigarre auf den Teller. „Garçon,“ rief er, „haben Sie keine anderen Cigarren? —

„Diese ist die allererste Sorte,“ entgegnete der Kellner.

„Sie ist nicht zum Rauchen.“ —

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine von den meinen anzubieten?“ fragte Graf Leon, indem er ihm seine Tasche hinhielt. „Ich habe zwar nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, aber wenn ich nicht irre, so sind wir Landsleute, und dies dürfte für einen solchen Fall, und noch dazu in der Fremde, genügen.“ —

„Sie sind außerordentlich gütig,“ entgegnete der Angeredete; „ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an.“ —

„Das ist recht, mein Herr,“ bemerkte der Drahtzieher; „in der Fremde, und zumal in London, müssen die Ceremonien wegfallen. Wahrhafte Gentlemen erkennen sich gleich, und ein einfacher Austausch der Karten dürfte die gebräuchlichen Einführungen vollkommen ersetzen.“ —

Die Herren wechselten ihre Karten.

„Baron Oberthal“ las der Mann im Jagdkleide,

„Herr v. Crezy" — der Drahtzieher, oder richtiger Oberthal, den wir fortan so nennen wollen.

„Sie sind ein Deutscher?" fragte Herr v. Crezy.

„Allerdings." —

„Ich hielt Sie für einen Landsmann."

„Insofern Sie damit meiner Kenntniß Ihrer Sprache ein Kompliment machen wollen, so glaube ich es kaum annehmen zu dürfen. Seit fünfzehn Jahren elternlos, verzehre ich meine Renten nur in Paris und London. Da muß man wohl französisch lernen." —

„Doch Sie?" fuhr Herr v. Crezy fort, sich zu Leon wendend.

„Graf Leon, Ihr Landsmann, wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen zu bemerken."

„Sie sind doch nicht aus dem Rhonedepartement?"

„Ganz recht."

„Dann sind wir Nachbarn. Ich habe die Besitzungen des Herrn v. Valney gekauft, um daselbst große Spinnereien nach einem neuen Systeme anzulegen."

„Ah, jetzt erinnere ich mich, mein Intendant schrieb mir vor einiger Zeit von einem Herrn v. Crezy, der in der Nachbarschaft unseres Gutes ein ungeheures industrielles Leben zu entfalten schien. Es ist mir jetzt doppelt angenehm, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Darf ich Ihnen ein Glas Champagner anbieten?" —

„Ich nehme es an; doch erlauben Sie mir die bald leere Flasche durch eine neue zu ersetzen. Garçon, eine Flasche Champagner!"

„Ich glaubte Sie in Amerika," fuhr Herr v. Crezy mit größerer Ungezwungenheit fort. „Mindestens glaubte ich gehört zu haben, daß Sie bald nach dem Tode Ihres Vaters nach Amerika gegangen seien." —

„Allerdings," versetzte Graf Leon, „ich bin erst vor wenigen Tagen von dort zurückgekehrt."

„Und wie hat es Ihnen drüben gefallen?" —

„Ich kam von Paris, todtmüde alles dessen, was diese Stadt mir geboten hatte und noch bieten konnte. In Amerika fand ich etwas ganz Verschiedenes, wirklich Neues, und das gefiel mir." —

„Und jetzt?" fragte Herr v. Crezy lächelnd.

„Jetzt will ich 'mal wieder ein wenig europäisch leben," entgegnete Graf Leon, seine Regalie anzündend.

„Das ist recht," rief Oberthal aus, „Abwechselung ist die Seele des Lebens! Ich kann mir z. B. einige Monate Landleben mit diversen Rennen als etwas ganz Annehmbares denken; aber dann muß es wieder hineingehen in die Hauptströmungen der Zeit, die man nur in Paris und London aus erster Quelle haben kann." —

„Sie sprachen von Rennen," bemerkte Herr v. Crezy

mit größerer Lebhaftigkeit, „sind Sie ein Freund von der Jagd?" —

„Ich ein Freund von der Jagd? Es vergeht kein Jahr, wo ich nicht die großen Rennen des Herzogs v. Cocke mitmache." —

„Ich muß gestehen, einem solchen Rennen beizuwohnen würde einen meiner Lieblingswünsche erfüllen!" rief Herr v. Crezy aus.

„Nichts leichter, als das," entgegnete Oberthal, „als Freund von der Jagd und als französischer Edelmann sind Sie allen Jägern der hiesigen Nobility willkommen. Wenn Sie mir erlauben wollen, stelle ich Sie dem Herzoge vor." —

„Sie sind wirklich allzugütig!" rief Herr v. Crezy, dem man, wie es schien, kaum von der Jagd sprechen konnte, ohne daß er sich nicht schon darein versetzt glaubte. —

Von diesem Augenblicke an hatte die Unterhaltung der drei Herren nichts Gezwungenes mehr. Das Ceremonielle fiel weg, um so mehr, als immer neue Flaschen Champagner angerückt kamen. Man wurde vertraut, man erzählte Anekdötchen, Abentheuer 2c. Graf Leon und Baron Oberthal konnten vorzüglich mit den letzteren dienen, auch Herr v. Crezy wußte einige zu erzählen, die zwar weniger piquant, aber um so wahr-

scheinlicher klangen. — Unterdessen war die Dämmerung eingetreten, etwas, was unser Oberthal zuerst zu bemerken schien. —

„Also ich bin mit von der Parthie heut' Abend!" rief Herr v. Crezy aus.

„O gewiß, meinte Leon, wir dürfen mindestens für heute nicht auseinandergehen." —

„Aber es ist erst acht Uhr, meine Herren," sagte Oberthal. „Vor Mitternacht kann ich Ihnen nichts versprechen."

„Ich wäre dafür, einen kleinen Spaziergang durch Regentstreet zu machen," äußerte Herr v. Crezy.

„Ich auch," rief Oberthal, „lassen Sie uns gehen!" —

„Nicht doch," warf Graf Leon ein, „wer will denn jetzt eine Promenade machen? Wir sind hier ja gut aufgehoben, ich rühre mich nicht vom Fleck."

„Aber, mein Bester, etwas müssen wir doch beginnen," meinte Oberthal.

„Wissen Sie was, wir wollen eine Parthie Piquet machen," rief Graf Leon aus „Garçon, Karten!"

„Wenn es nicht mehr als eine ist, bin ich dabei," sagte Herr v. Crezy.

Der gute Herr v. Crezy, er ahnt nicht, daß eine

Parthie machen so viel heißt, als den ganzen Abend spielen! —

Oberthal lächelte bei dieser Bemerkung, Graf Leon mischte die Karten, die während dessen gebracht worden waren.

Die Herren begannen zu spielen, mit Ausnahme Oberthal's, der lieber zusah, wie er sagte. Es dauerte nicht lange, so war die Parthie aus, Herr v. Crezy hatte gewonnen. Wie natürlich, daß er jetzt nicht aufhören konnte! Man spielte also fort. Die Chancen blieben dem französischen Industriellen fortwährend günstig; so daß er nach Verlauf einer Stunde bereits 20 Pfund Sterling gewonnen hatte. Vom Aufhören des Spiels konnte unter solchen Umständen nicht mehr die Rede sein. War Herr v. Crezy anfänglich ruhig gewesen, so stellte sich jetzt eine gewisse Erregtheit ein, die immer Folge eines ziemlich hohen Spiels, zumal für den Gewinnenden ist. Auf der andern Seite wurde Graf Leon immer gelassener; dann und wann schwebte um seinen Mund ein Lächeln, ein gewöhnlicher Beobachter hätte es für gezwungen erachtet, ein feiner mußte im Gegentheil eine ungemeine Natürlichkeit und Sicherheit darin finden. Das Lächeln des Grafen Leon wollte nichts anderes sagen als: Warte nur! Was den Herrn Baron Oberthal betrifft, so zollte er dem Spiele sehr

wenig Aufmerksamkeit, er schien vollständig damit zufrieden, daß er die Kosten der Unterhaltung allein zu tragen hatte. —

Das Spiel mochte wohl wieder eine Viertelstunde gedauert haben, und zwar fortwährend zu Gunsten des Herrn v. Crezy, als die Thüre des Speisesaales aufgerissen wurde, und ein junges, lebhaftes Mädchen mit den Worten hereinsprang: „Papa, Papa, da bin ich!" Hinter dem Mädchen schritt eine ältliche Dame einher und hinter dieser ein langer, steifer, junger Mann mit ungeheurer Kravatte und ähnlichen Vatermördern, dem man auch ohne die letzteren auf den ersten Blick den Engländer ansah.

Herr v. Crezy sprang beim Anblick des jungen Mädchens auf: „Was, Karoline, Du hier?" rief er, „ich erwartete Dich erst übermorgen."

„Ja, sie war nicht mehr zu halten," entgegnete die ältliche Dame in einem schlechten Französisch mit stark englischem Accent.

„Es ist zwar wunderschön auf dem Lande," sagte das Mädchen schalkhaft; „aber ich hatte eine große Sehnsucht nach Dir, Papa." —

„Das heißt nach London," unterbrach dieser lächelnd.

„Auch das," gestand die Tochter. „Was meinst

Du, Papa," fuhr sie lebhaft fort, „darf ich heute Abend in die Oper fahren?"

„Heute Abend?" wiederholte Herr v. Crezy.

„Herr Thompson hat gerade drei Billets, und die wären verloren, wenn" —

„Ich nicht meine Einwilligung gäbe, nicht wahr?" fragte der Vater mit Blicken voll Liebe und Güte. „Aber," fuhr er ernst fort, „ich kann Dich nicht begleiten. Ich habe diesen Herren mein Wort gegeben" —

Herr v. Crezy hielt inne, es fiel ihm erst jetzt ein, zu welchem Zwecke er es gegeben hatte. — Jedoch ein Franzose weiß sich immer zu helfen. „Ei," rief er, „ich habe Sie noch gar nicht vorgestellt — Graf Leon, Baron Oberthal — Mad. Thompson, meine Tochter, Herr Thompson!" —

Die Anwesenden verbeugten sich gegenseitig. War es Zufall, daß die Blicke des Grafen und des Mädchens sich begegneten und daß dieses darob erröthete?

„Also Du kannst uns nicht begleiten, Papa?" fragte Karoline.

„Nein, mein Kind; aber ich denke" —

„O, befürchten Sie nichts," unterbrach Mad. Thompson, „unter meinem Schutze und dem meines Sohnes droht Ihrer Tochter keine Gefahr." —

Der lange Insulaner verbeugte sich bei diesen Worten.

„Nun, so gehe denn, Karoline," sprach der Vater. „Ich werde Auftrag ertheilen, daß man die Zimmer in Ordnung bringt." —

„Möchten Sie vielleicht die Güte haben, für mich und meinen Sohn zwei Zimmer bereit halten zu lassen?" bemerkte Mad. Thompson. „Wir wollen heute Nacht in London bleiben." —

„Sehr gern, Madame," sprach Herr v. Crezy. „Jedoch ich denke, Sie werden mit uns einige Tage zubringen?" —

„Leider nicht, mein Herr. Mein Sohn muß morgen in wichtigen Geschäftsangelegenheiten nach Liverpool, und mich selbst rufen meine häuslichen Pflichten zurück. Aber ich hoffe, bevor Sie abreisen, werden Sie mit Ihrer Tochter zu uns herauskommen und einige Tage bei uns zubringen, ich rechne darauf. Wie Schade, daß wir das Vergnügen entbehren müssen, auch Ihre Frau Gemahlin bei uns zu sehen!"

War es dieser letztere Ausruf oder etwas Anderes, genug, Herr v. Crezy sowohl als auch dessen Tochter wurden plötzlich sehr betreten und verlegen, namentlich diese, welche schnell an's Fenster ging, als hätte sie draußen etwas zu sehen, im Grunde aber nur, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken.

„Wie ich bereits früher die Ehre hatte Ihnen zu

bemerken," versetzte Herr v. Crezy mit einer gewissen Freundlichkeit, „meine Gattin ist zum Besuch bei ihren Verwandten." Sodann in einen leichteren Ton fallend, rief er aus: „Aber ich sehe, Karoline wartet mit Ungeduld auf das Erlösungszeichen, das sie in die Oper schicken soll!"

Vater und Tochter wechselten bei diesen Worten einen bedeutungsvollen Blick der Liebe und des Verständnisses.

Die Gesellschaft trennte sich. Das Mädchen und die beiden Thompson fuhren in's Theater, Herr v. Crezy setzte sich wieder zum Spiel.

„Aber Sie wären gewiß lieber in Gesellschaft Ihrer Tochter geblieben, Herr v. Crezy," sagte Graf Leon. „Warum sind Sie nicht Ihren Gefühlen gefolgt? Wir hätten die Parthie auf einen andern Tag verschoben."

„Nicht doch, Herr Graf; die Gesellschaft meiner Tochter ist mir zwar zu jeder Zeit sehr angenehm, aber ich kann sie auch entbehren, zumal wenn mir ein so vollkommener Ersatz wird."

Leon und Oberthal antworteten nichts, es schien, als wenn ihre Gedanken ihnen genug zu schaffen machten.

„Ich bin heute in der That sehr glücklich," sagte Herr v. Crezy, „ich gewinne fortwährend."

„Man hat das manchmal," meinte Oberthal; „aber

lieber Graf," fuhr er dann fort, indem er diesem einen eigenthümlichen Blick zuwarf, „haben Sie noch nicht genug am Spiel?"

„Sie haben Recht," sagte dieser, „wir wollen zu etwas Anderm greifen." —

„Ich stimme Ihnen sehr gern bei," sagte Herr v. Crezy.

„Nun wohlan, meine Herren," rief Oberthal, „so lassen Sie uns aufbrechen. Von nun an gehören Sie mir, ich allein habe Ihre Schritte zu bestimmen. Garçon, unsere Rechnung!"

„Sie wohnen nicht hier?" fragte Herr v. Crezy. „Nein," entgegnete Oberthal, „ich habe eine Privatwohnung." —

„Ich habe mir ebenfalls eine genommen," bemerkte Leon.

Die Rechnung wurde bezahlt, und die Gesellschaft brach auf. —

Zweites Kapitel.

Wir finden unsere Bekannten bei Verry wieder, wo jeder von ihnen ausschließlich mit einem Glase köstlichen Eises beschäftigt ist.

„Es ist ein angenehmer Platz hier," bemerkte Herr v. Crezy, „man ist vor dem Gewöge der Promenade geschützt und hat diese doch fortwährend im Auge." —

„Die Boulevards sind mir lieber," meinte Graf Leon, sie sind heiterer, frischer, hier ist Alles strapezirt. Die Leute kommen mir vor, als wenn sie schon den ganzen Tag spazieren gegangen und jetzt auf dem Heimwege begriffen wären."

„Ah, ich wußte es wohl, Sie sind schwer zu befriedigen, Graf," rief Oberthal aus. „Um so mehr dürfte es Zeit sein," fuhr er lächelnd fort, „an unsere Parthie zu denken."

Dabei stand er auf, die Uebrigen folgten ihm. Alle drei verließen Verry, und schlenderten langsam die Regentstreet hinauf bis zur Kirche, welche die Grenze derselben bildet.

„Ist es noch weit?" fragte Leon mit einem leisen Anfluge von Ironie.

„Befürchten Sie nichts, Herr Graf," sagte Oberthal, „ich sehe, unser Wagen steht schon bereit." —

In der That, ein eleganter Brougham hielt an der Seite der Kirche. Die drei Herren stiegen ein, der Wagen rollte von dannen. —

„Wenn ich nicht irre," bemerkte Herr v. Crezy nach einer Pause, „so sind wir im Park." —

„Allerdings, im Regentspark," antwortete Oberthal.

„Welch' eine köstliche Luft hier ist," fuhr Herr v. Crezy fort. „Meinetwegen kann die Fahrt noch lange dauern." —

„Wir haben noch eine gute Stunde," bemerkte Oberthal.

„Dann ist es am besten, wir verschlafen die Zeit," sagte Graf Leon, indem er sich in die Ecke des Wagens drückte, und die Augen schloß.

„Wissen Sie, Herr v. Crezy," versetzte Oberthal plötzlich, „ich finde es charmant von Ihnen, daß Sie mit Ihrer Tochter reisen. In der Regel lassen die Väter dieselbe daheim, wenn sie sich amüsiren wollen." —

„Nicht immer, mein Herr," entgegnete der Angeredete in einem ernsten Tone.

Wer in diesem Augenblick unsern Grafen beobachtet hätte, würde ihn nichts weniger als schlafend gefunden haben.

Oberthal fühlte, daß er zu frivol gesprochen habe. „Sie haben vollkommen Recht," fuhr er einlenkend fort, „Ihre Handlungsweise bestätigt eben die Ausnahme, und gewiß eine sehr ehrenvolle."

„Ich kann das Außergewöhnliche in meinem Verfahren nicht entdecken," bemerkte Herr v. Crezy. „Das Vergnügen, das ich mir gönne, werde ich meiner Tochter nicht vorenthalten, vorausgesetzt, daß es für sie passend ist. Und dann," fügte er weich hinzu, „sie ist daheim allein, ohne Mutter hätte ich sie fremden Händen anvertrauen müssen. Ich denke, es ist besser, sie bleibt bei ihrem Vater." —

Die letzten Worte sprach Herr v. Crezy in einem Tone, der vermuthen ließ, daß sehr peinliche Erinnerungen in ihm aufstiegen.

Oberthal schwieg, er blickte in die Ecke des Wagens, aus dem ihm die offenen Augen Leon's entgegenleuchteten.

Es trat eine Pause ein. Jeder füllte sie mit seinen Gedanken aus, die, wären sie plötzlich hervorgetreten, wahrscheinlich ein durch die Kontraste sehr wirksames Bild gegeben haben würden. Draußen flüsterten die Bäume, ihr Rauschen, die milden Lüfte, die Stille der Nacht — Alles dies trug dazu bei, der Stimmung der Insassen des Wagens ein besonderes Relief zu geben.

Diese Stimmung war nun keineswegs eine solche, wie sie Oberthal brauchen konnte.

„Ah" rief er aus, „ich glaube Graf Leon hat uns angesteckt. Wenn das so fortgeht, werden wir uns bald nur noch durch Schnarchen unterhalten." —

„Wir sind wohl noch immer im Park?" fragte Herr v. Crezy.

„Nicht doch," erwiederte Oberthal, „wir sind bereits auf dem Landwege. In einer Viertelstunde werden wir angekommen sein." —

Bei diesen Worten erwachte Leon oder vielmehr er that so. — Auch er schien das Bedürfniß zu fühlen, der Stimmung, welche sich ihrer Aller bemächtigt hatte, eine andere Richtung zu geben. Er wurde lebendiger, als er den ganzen Abend gewesen war. Sein Gefährte unterstützte ihn nach Kräften, indem er fortwährend die Spannung und Erwartung auf das Kommende zu steigern wußte.

„Wahrlich, Herr Baron," rief Herr v. Crezy lachend aus, „jetzt wird es Zeit, daß wir ankommen." —

„Wir sind es," unterbrach ihn Jener.

In demselben Augenblicke wurde der Kutschenschlag aufgerissen; ein von Goldtressen strotzender Lakai, in der Rechten eine Pechfackel, in der Linken einen Stab haltend, stand vor ihnen.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, meine Herren," rief Oberthal, indem er aus dem Wagen sprang; die beiden andern Herren folgten ihm. Alle drei, von dem Bedienten geführt, schlugen den Weg nach einem großen Herrenhause ein, das in der Mitte einer Prairie zu liegen schien, welche wiederum von einem Walde oder etwas dem Aehnlichen umschlossen war. — Dies waren die Beobachtungen, welche Herr v. Crezy auf dem Hinwege machen konnte. Was ihm auffiel, war, daß das Haus nicht einen einzigen Lichtstreifen hervorschimmern ließ, trotzdem, daß an den Fenstern keine Läden sichtbar waren. Als er näher kam, fand er, daß jene aus schwarzem, undurchdringlichen Glase bestanden. Aber was ihm noch mehr zu denken gab, war, daß er gar keine Thür in dem Hause entdecken konnte. Er wollte eben in dieser Beziehung eine Frage an Oberthal richten, als der Bediente plötzlich einen schmalen Seitenweg einschlug, welcher sich ziemlich schroff vom Boden absenkte. Jetzt zeigte sich auch den Blicken der Besuchenden die Thüre, die hart am Boden und am Ende des neu eingeschlagenen Weges befindlich, aus zwei großen eichenen Flügeln bestand.

Es dauerte nicht lange, so war diese Thür hinter unsern Bekannten, die sich jetzt in einer Art Vorhalle befanden, welche sehr hübsch decorirt und deren rund

umlaufende Marmorwand durch mehrere kleine Kabinette durchbrochen war, aus deren Hintergrunde diverse Toilettenspiegel hervorleuchteten.

„Meine Herren,“ sagte Oberthal, „wir sind in der Garderobenhalle, machen Sie sich's bequem.“

Herr v. Crezy sah ihn fragend an. „Ah, verzeihen Sie,“ fuhr er fort, „ich vergaß, Sie mit einigen conventionellen Bedingungen bekannt zu machen, die erfüllt werden müssen, will man dieses Haus in allen seinen Theilen kennen lernen.“ —

„Und was für Bedingungen sind dies?“ fragte Herr v. Crezy.

„Der Besitzer dieses Hauses,“ begann Oberthal, „Marquis v. Rainswood, gehört zu jenen Engländern, die keinen Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe dulden können, der nicht vollständig salonmäßig angezogen ist. Da er nun recht gut weiß, daß seine Freunde und Bekannte nicht immer Zeit noch Lust haben, sich umzukleiden, wenn sie ihn besuchen wollen, so hat er dieses Garderobenzimmer einrichten lassen. In jedem derselben finden Sie alle salonmäßigen Kleidungsstücke von allen Maaßen, die bis jetzt aus den Händen der Schneider hervorgegangen sind. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß jeder einzelne Theil der Toilette sofort ersetzt wird, sobald es ein Mal getragen ist.“ —

„Das ist originell!“ rief Leon aus.

„Sehr,“ bemerkte Herr v. Crezy gelehrt, „aber etwas umständlich, und wahrlich, hätte ich dies gewußt, ich würde mich weniger schnell zu Ihrem Gefährten für diese Parthie angeboten haben.“

Oberthal lächelte, was so viel sagen wollte, als: „Ich wußte es.“

Die drei Herren kleideten sich um. Als sie sich wieder gegenüber standen, rief Leon lachend aus: „Wahrlich, der Frack sitzt mir wie angegossen, ich hätte Lust, ihn dem Marquis abzukaufen.“

„Der Marquis ist kein Kleiderhändler,“ bemerkte Oberthal ernst.

Ein einfaches, aber dennoch sehr bezeichnendes „Ah so!“ war Alles, was Graf Leon darauf entgegnete.

In demselben Augenblicke drangen die Töne einer sehr schönen Frauenstimme in die Halle.

„Was ist das?“ rief Herr v. Crezy, indem er leichenblaß wurde.

„Was haben Sie?“ fragten Oberthal und Leon zugleich.

„Nichts, nichts, meine Herren, diese Stimme —“

„Kennen Sie dieselbe?“ fragte Oberthal, wie es schien, mit großer Spannung.

„Ich glaube," murmelte Herr v. Crezy, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt.

Der Gesang hielt inne. „Ich habe mich wohl geirrt," fuhr Jener mit sichtlicher Anstrengung fort, seine Aufregung zu bewältigen. „Ich glaubte, die Stimme einer zu ihrer Zeit sehr beliebten Concertsängerin zu hören." „Doch," setzte er mit Spannung hinzu: „Woher kommt dieselbe?"

„Aus dem Concertsaale," entgegnete Oberthal.

„Und kann man denselben besuchen?" fragte Herr v. Crezy mit nicht geringerer Spannung.

„Ich denke, wir werden dahin kommen." Doch vorher erlauben Sie mir, daß ich Sie dem Marquis vorstelle."

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte Herr v. Crezy gefaßt.

Oberthal führte seine Gäste in den ersten Stock. Sie fanden einen Saal, dessen Wände von glattem, weißen Marmor waren. Nur oben, wo sie mit der Decke, ebenfalls marmorn, zusammenstießen, waren kleine, schwarze Täfelchen angebracht, welche eine Vorbüre bildeten, wie sie der gebildete Geschmack nur wünschen konnte. Der Fußboden war nicht minder mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt. In jeder Ecke des Saales stand ein Kandelaber, von dem das Gaslicht ausströmte, und in

der Mitte eine Fontaine, in deren Strahlen sich jenes brach. Hie und da war ein Rohrstuhl mit seidenen Polstern hingestellt, jedoch so selten, daß man wohl zu der Vermuthung kommen konnte, der Saal sei nichts Anderes, als eine Art Promenade. Diese Vermuthung wurde noch dadurch genährt, daß mehrere Herren darin auf- und abgingen. —

„Hier kommen die Leute wohl zusammen, um frische Luft zu schöpfen?“ fragte Leon lächelnd.

„Ganz recht,“ versetzte Oberthal, der Marquis nennt diesen Saal seinen Garten.“

„Auf jeden Fall ist er ein schwarz-weißer,“ meinte Leon.

Oberthal erwiederte nichts, sondern führte seine Gäste zu einem Herrn, der mitten aus einer Gruppe Gentlemen hervorragte, trotzdem daß sich unter diesen einige von kapitaler Länge befanden, im Gegensatze zu einem kleinen, buckligen Männchen mit einem außerordentlich schönen und geistreichen Kopfe.

„Wer ist denn der Lange dort?“ murmelte auf dem Wege zu ihm der jüngste seiner Begleiter.

„Marquis v. Rainswood,“ entgegnete Oberthal.

„Und das Männchen, das neben ihm steht?“ fragte Herr v. Crezy.

„Herr v. Rochourt, der Freund des Marquis.“

Sie waren bei dem letzteren angelangt, welcher Oberthal zunickte, wie es schien, mehr herablassend als vertraulich. —

Der Deutsche stellte seine Gäste vor.

„Seien Sie mir willkommen," sagte der Marquis in französischer Sprache mit einem leisen, englischen Accente. „Möge es Ihnen bei mir gefallen."

Die letzteren Worte sprach der Marquis mit einer Betonung, die unwillkürlich Herrn v. Crezy schaudern machte. Es war, als wenn das Blut in seinen Adern starr wurde. Auch Graf Leon schien nicht mehr die frühere Fassung zu haben, er blickte den Marquis mit einer Art sprachlosen Erstaunens an, das recht gut in die Worte: Ich bewundere Dich, umzusetzen gewesen wäre.

„Herr Baron," fuhr der Marquis mit etwas erhobener Stimme fort, „ich überlasse Ihnen die Sorge, Ihren Eingeführten den Aufenthalt bei mir so angenehm als möglich zu machen. —"

Oberthal verbeugte sich und führte seine Gäste aus dem Saal.

„Der Mann hat etwas Dominirendes, Gebietendes, dem man sich unmöglich entziehen kann," sagte Herr v. Crezy.

„Und doch dabei vollendete Manieren," bemerkte sinnend Leon.

„Ein vollkommner Gentleman!" rief Oberthal aus.

„Uebrigens gestehe ich," fuhr Herr v. Crezy fort, „ich habe mir den englischen Adel so gedacht."

In den Zügen Oberthal's blitzte ein Lächeln bei diesen Worten.

„Nur dachte ich nicht," setzte Jener düster hinzu, „daß er einen solchen Eindruck machen würde."

Als Herr v. Crezy diese Worte sprach, befand er sich mit seinen Gefährten in einem langen Korridor, der zwar am Anfange äußerst hell, aber nach und nach immer weniger erleuchtet war und dessen Ende sich in eine völlige Dunkelheit verlief.

„Ah; mein lieber Baron, beiläufig, wohin führen Sie uns?" fragte Leon.

In demselben Augenblicke erscholl gerade von jenem schmalen, völlig dunklen Theile des Korridors her, dem sie zusteuerten, ein fürchterliches Gebrüll.

„Was ist das?" fragten Herr v. Crezy und Graf Leon zugleich.

„Das kann nur ein Löwe sein, der so brüllt," fügte der erstere mit Bestimmtheit hinzu.

„Nicht bloß einer, sondern mehrere," meinte Oberthal lächelnd, indem er weiter gehen wollte.

„Ah, mein Bester," sagte Leon, indem er Jenen am

Arme festhielt, „jetzt dürfte doch wohl eine kleine Verständigung nöthig sein."

„In der That," fügte Herr v. Crezy hinzu, „dieser Korridor, an dessen Ausgange sich diverse Löwen aufzuhalten scheinen, die man noch dazu nicht sieht —"

„Aber, meine Herren, Sie fürchten sich doch nicht etwa?" unterbrach Oberthal.

„O nein," sprach der Erstere sehr entschieden, „ich wünschte nur vorher zu wissen, ob Ursache dazu vorhanden ist."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so wurde an seiner linken Seite plötzlich ein solches Gebrüll hörbar, daß er glauben mußte, ein Löwe befinde sich unmittelbar in seiner Nähe. Unwillkürlich wandte er sich auf die rechte Seite, jedoch auch von dieser schallten die gefahrdrohenden Töne, die einen um so reelleren Eindruck machten, als man die Besitzer dieser kolossalen Stimmen plötzlich in höchst eigener Persönlichkeit auf- und abrennen sah.

„Die Thiere sind keine Handbreit von uns," sagte Leon.

„Sie haben nur Ihre Hand auszustrecken, um sich vom Gegentheil zu überzeugen," bemerkte Oberthal.

„Ich danke für die Beweisführung," sagte der Erstere, „weit lieber wäre es mir, Sie gäben einige Aufklärung —"

„Und welche?“ fragte Dieser.

„Zum Beispiel —“ Leon stockte; denn was jetzt vorging war vollkommen geeignet sogar seine scharfe Zunge momentan zum Schweigen zu bringen. Es bereitete sich nämlich plötzlich um ihn und seine Gefährten eine ungemeine Helle aus, der Korridor oder das, was sie dafür genommen, war verschwunden und mit ihm sein dunkler, gefürchteter Ausgang; es war, als wenn sie sich in einer weiten, öden Fläche befanden, aus der ein dünner, lichter Nebel aufstieg, der sie umschloß, und Alles ihrem Auge verhüllte, bis auf jene Löwen, die mit wildflatternden Mähnen, mit fürchterlichem Gebrülle alle Richtungen durchkreuzten, nur nicht die, in welcher sie sich befanden. Und was das Wunderbare der Situation noch bei Weitem erhöhte, war, daß auch dem Boden, auf dem sie standen, jener Nebel entquoll, daß er gleichsam unter ihren Füßen verschwand, und daß sie sich wie von jenen lichten Ausdünstungen getragen wähnen mußten. —

Je ergreifender das Schauspiel war, und dieses hatte allerdings insofern eine nicht geringe Bedeutung, als die Zuschauer eine mindestens dem Anscheine nach sehr gefährliche Rolle darin spielten, um so eclatanter mußte es wirken, als mit einem Male der junge Leon sich

veranlaßt fand, Herrn v. Crezy zuzurufen: „Wie befinden Sie sich?"

Dieser brach in ein lautes Gelächter aus, an dem auch unwillkürlich Oberthal theilnehmen mußte; aber kaum war es geschehen, so nahmen, wie in einem Nu und wie auf Verabredung, sämmtliche Löwen die Richtung nach den drei Vermessenen.

„Sie kommen auf uns zu," schrie Oberthal, indem er leichenblaß wurde, und sich an seine Gefährten klammerte. Diese waren womöglich von dem eben Gehörten noch mehr überrascht, als von dem Vorangehenden.

„Ist denn wirklich Gefahr?" fragte Leon etwas weniger fest, als sonst.

„Ja, ja," stammelte Oberthal, „das habe ich nie gesehen."

„Und keine Waffen!" rief Herr v. Crezy, ein Ausruf, den er gewiß unterlassen haben würde, hätte er durch den Nebel die zwar dünne, aber starke Drahtwand wahrnehmen können, welche sich rund um sie herzog.

Alles dies war natürlich das Werk weniger Secunden. Die Thiere, drei an der Zahl, waren erst rasch, dann langsam näher gekommen und blieben darauf ungefähr zwei Schritte vor den Abentheuer Suchenden stehen. Die Art, wie sich die Löwen geberdeten, versprach

nichts Gutes, ihr Blick war grollend, ihre Nüstern schnaubend und ihr Leib straff wie zum Angriffe bereit. Es war der entscheidende Moment, der der Schlacht vorangeht. Schon rührten sich die Vorderfüße der Thiere, schon fühlten die Eingeschlossenen ihren Athem, oder glaubten ihn doch zu fühlen, schon wähnten sie den gräßlichen Augenblick gekommen, als durch die Weite eine klare, helle, männliche Stimme tönte.

„Zurück!“ rief sie.

In demselben Augenblicke wichen die Thiere scheu zurück, und aus dem Hintergrunde tauchte die ernste Gestalt des Marquis v. Rainwood auf. Die Löwen legten sich zu dessen Füßen, wie Hunde, welche durch Unterwürfigkeit den Zorn ihres Gebieters zu besänftigen suchen. Der Nebel verschwand, und unsere Bekannten fanden sich wieder in dem Korridor, der aber alles Abschreckende verloren hatte, indem er statt in eine dunkle Höhle die reizende Fernsicht in ein elegantes Boudoir bot, das auch in wenigen Secunden die drei Herren aufgenommen hatte. Graf Leon warf sich sofort auf einen der weichen, schwellenden Divans, die hier sehr à propos ihren Platz gefunden hatten.

„Das muß man sagen,“ rief er erschöpft aus, „der Marquis versteht's.“

„Und zwar in jeder Hinsicht,“ fügte Herr v. Grezy

hinzu, ebenfalls Platz nehmend; „er sorgt für die Aufregung, aber auch für die Erholung.“

„Und ganz besonders für die Erfrischung,“ bemerkte Oberthal, indem er auf ein Büffet wies, das mit allen möglichen Speisen und Getränken reich garnirt war.

„Ach, Herr Baron, reichen Sie mir ein Glas Champagner,“ bat Leon.

„Wenn ich eine Tasse Caffee haben könnte,“ meinte Herr v. Crezy.

Beides wurde den Wünschenden gereicht. Es dauerte nicht lange, so war der bestandene Schreck vergessen. Nur der Graf konnte nicht umhin, sich der pitoyablen Gestalt zu erinnern, welche der Herr Baron Oberthal im Momente der Krisis gespielt hatte.

„Ich vergaß,“ entschuldigte sich dieser, „daß der Herr Marquis die Ueberraschungen liebt.“

„Sie waren allerdings sehr überrascht,“ meinte Leon.

„Sie haben Recht, meiner zu spotten,“ entgegnete Oberthal in einem etwas gereizten Tone und mit bedeutungsvollem Blicke, „ich hätte bedenken sollen, daß Leute unsers Schlages immer auf Ueberraschungen gefaßt sein müssen.“

Der kleine Franzose wurde bei diesen Worten etwas nachdenkend, er drehte an seinem Schnurrbarte, als wenn er die Gedanken daraus zöge. Aber die ganze Proze-

dur dauerte nicht lange, seine heitere Laune gewann bald wieder die Oberhand, und mit einem „Ah bah!" beschloß er den etwas unbequemen Gedankengang, der sich seiner bemächtigt hatte.

Nicht so Herr v. Crezy. Jetzt, wo er sich einer scheinbaren Ruhe zu erfreuen hatte, jetzt traten die kaum durchlebten Ereignisse noch einmal lebendig vor seine Seele und forderten sein Urtheil heraus. Was konnte er, der schlichte Landmann, der Freund einer nüchternen, industriellen Thätigkeit, zu dem Spuke sagen, der sich ihm im Laufe des Abends in den Weg gestellt hatte? Was für ein Haus war es, in welchem solche Dinge geschahen?

Herr v. Crezy traute dem bekannten nationalen Spleen der englischen Aristokratie viel zu, aber das Erlebte übertraf all' seinen Glauben, all' seine Vorstellungen. Je mehr er darüber nachdachte, desto unheimlicher wurde ihm, er wünschte sich weg von dem Orte, bei dessen Betreten er schon auf so wunderbare Weise ergriffen worden war. Unwillkürlich tauchten in seiner Erinnerung all' die verschiedenen Spitzbubengeschichten auf, die er gelesen, oder von denen er gehört hatte, und zum ersten Male blickte er mit einer gewissen Scheu und mit Mißtrauen auf den, dessen Leitung er sich anvertraut hatte. Aber dieser ließ ihm nicht lange Zeit, eine

Prüfung mit ihm anzustellen, sondern, ihn vertraulich auf die Schulter klopfend rief er aus: „Nun, Herr v. Crezy, wollen wir unsere Wanderung fortsetzen?" —

Der Angeredete wollte eben entschieden „nein" sagen, als plötzlich dieselbe Stimme ertönte, die schon einmal sein ganzes Wesen ergriffen hatte. Aber diesmal kam sie nicht aus weiter Ferne, nein, sie mußte ganz in der Nähe sein. Um so größer und lebendiger war auch der Eindruck, den sie hervorbrachte.

Herr v. Crezy blickte sprachlos nach der Richtung, aus welcher die Stimme kam. Seine Augen wollten aus ihren Höhlen treten, sein Mund bebte, sein Körper zitterte.

„Nein, nein, ich täusche mich nicht!" rief er aus, und in einem Sprunge war er an der Thüre, die ihm die Sängerin zu verschließen schien. Er sprengte sie auf; aber — er sah in ein leeres Zimmer. Eben wollte er auch dieses durchschreiten, als die Stimme nicht mehr vor, sondern hinter ihm zu ertönen schien, und zwar so unmittelbar, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, die Sängerin müsse hinter ihm stehen. Aber Statt ihrer fand er seine alten Gefährten, die ihn verwundert ansahen und mit Theilnahme fragten, ob er vielleicht krank sei?

„Noch nicht, meine Herren," antwortete er düster, „so viele Mühe man sich auch zu geben scheint."

„Aber was haben Sie, Herr v. Crezy?“ fragte Oberthal theilnehmend. Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein, theilen Sie sich mir mit.“

Der Angeredete sah ihn einen Augenblick an mit einem Ernste, der unsern Deutschen etwas zu beunruhigen schien. „Nichts,“ sagte er lächelnd, „ich vergaß, daß der heutige Abend auch sein Dämonisches haben sollte. Das ist Alles!“ —

Er sprach diese Worte in einem Tone, der frösteln machen konnte.

„Wenn Sie wollen,“ sagte Oberthal nach einer unheimlichen Pause, „so gehen wir in den Concertsaal. Vielleicht ist dies der geeignetste Ort für Sie in diesem Augenblicke, Herr v. Crezy.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ antwortete Dieser.

Sie gingen nach dem Concertsaale. Es dauerte lange, ehe sie dahin kamen. Es ging Trepp auf, Trepp ab, mancher Korridor wurde durchschritten, manches Auffallende, Eigenthümliche, das unter andern Umständen gewiß ihre Aufmerksamkeit erregt haben würde, ging jetzt spurlos an ihnen vorüber. In diesem Hause konnte nur die höchste Potenz des Außerordentlichen noch wirken. Endlich drang ein wirres Durcheinander, wie es von Menschen auszugehen pflegt, die sich auf einem bestimmten Platze concentrirt haben, an ihr Ohr.

„Ah, jetzt werden wir wohl die gesellschaftliche Seite des Hauses zu sehen bekommen!“ rief Leon aus.

So war es auch. Es dauerte nicht lange, so befanden sie sich inmitten einer Menge Menschen beiderlei Geschlechts, welcher in einem langen ovalen Raume auf- und abwogte, bald in Gruppen, bald auf einen Fleck zusammengedrängt, bald in einzelnen Paaren auf verführerischen Divans und Bergères ihren Ruhepunkt suchend. Da dieser Raum rundum mit Spiegelwänden versehen war, so vervielfältigte sich natürlich die Menge so weit das Auge sehen konnte. Da aber diese Spiegelwände an zwei, ungefähr anderthalb Fuß von einander getrennten, mindestens einen Fuß Raum fassenden Stellen durchbrochen waren, und zwar durch ein natürliches frisches Laub, das in den Saal gleichsam hineindrang, so mußte selbstverständlicherweise dem Blicke eine außerordentlich phantastische Fernsicht zu Theil werden, indem die Spiegelwände nur die Köpfe und die Füße der im Saale Befindlichen reflectirten.

„Hier, meine Herren,“ sagte Oberthal mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, „finden Sie Alles, was London an piquanten Persönlichkeiten aufzuweisen hat.“ —

Die Neueingetretenen drängten sich durch die Gruppen und nahmen auf einem eleganten couch*) Platz.

*) Eine Art Canapé mit Leder überzogen.

„Und dies ist der Concertsaal?“ fragte Herr v. Crezy, indem er seine Blicke über den Raum gleiten ließ.

„Ich verstehe diese Frage,“ entgegnete Oberthal. Sie suchen das Orchester? Es ist so wenig vorhanden, wie das singende und spielende Personal. Marquis v. Rainswood ist der Ansicht, daß Nichts geeigneter ist, den Eindruck der Musik zu schwächen, als wenn man mit ansehen muß, wie sie entsteht.“ —

„Und wo befinden sich die Künstler?“ fragte Herr v. Crezy weiter.

„Hinter jenem Gebüsche, das Sie inmitten der Wände hervorquellen sehen,“ lautete die lakonische Antwort.

Da dieses Gebüsch sich rund um den Saal zog, und Herr v. Crezy nahe der Wand einen Platz gefunden hatte, so brauchte er seine Augen eben nicht anzustrengen, um sich von der Undurchdringlichkeit desselben zu überzeugen.

„Hier athmet man ordentlich wieder auf!“ rief Leon aus, seine Lorgnette bald auf diese, bald auf jene Persönlichkeit richtend.

„Finden Sie?“ fragte Herr v. Crezy in einem bitteren Tone.

„Gewiß,“ versetzte der Kleine, „hier findet man doch Menschen, die lachen, die schwatzen, die hübsch sind, so-

gar sehr hübsch," setzte er hinzu, indem seine Blicke mit Wohlgefallen auf einer jungen Dame ruhen blieben, die im Gespräche mit einem ältlichen Herrn begriffen war; „hier sind Menschen, die sich amüsiren wollen und auch können, wie es scheint, kurz, hier ist die Atmosphäre, in der ich einigermaßen zu mir selbst komme." —

„Sie haben Recht," versetzte Oberthal, „hier ist die Kehrseite der Medaille, wie wir sie am liebsten haben, die civilisirte, die Künstlerwelt, diejenige Welt, an die wir gewöhnt sind, die wir verstehen und mit der wir umzugehen wissen."

Oberthal sprach die letzteren Worte in einer Weise, die den jungen Grafen lachen machte.

„Der Marquis," fuhr Jener fort, „nennt diesen Theil seines Hauses den überflüssigen, und den andern —"

„Den der Löwen und sonstigen Ueberraschungen," unterbrach spöttelnd Herr v. Crezy —

„Den nothwendigen."

„Aber, mein bester Baron," rief Leon aus, „sollte der Marquis noch nicht wissen, daß es nichts Nothwendiges giebt, als eben das Ueberflüssige?"

„Ganz recht," versetzte Oberthal lachend. „Daher mag es auch wohl kommen, daß beides in diesem Hause auf eine so glänzende Weise vertreten ist." —

Obgleich Herr v. Crezy nach und nach in eine

düstere Stimmung hineingerathen war, so konnte er sich doch dem Eindrucke, den das bunte Durcheinander der in diesem Saale Befindlichen, welches sich hauptsächlich in den verschiedensten und interessantesten Physiognomien kund gab, nicht entziehen. Auch er mußte nach und nach den Bewegungen der Anwesenden Aufmerksamkeit schenken, auch er wurde nach und nach durch einzelne, eigenthümliche Erscheinungen gefesselt, so daß seine Seele nach Verlauf weniger Minuten nur noch mit den Bildern beschäftigt war, welche seine Augen ihr vorführten.

„Beim Himmel, sie ist schön!“ rief plötzlich Graf Leon aus.

„Welche meinen Sie?“ fragte Oberthal.

„Jenes reizende Geschöpf, dessen Kopf, dessen Bewegungen an eine Gazelle erinnern könnten, mit den dunklen, brennenden Augen, mit dem Grübchen im Kinn, mit dem rabenschwarzen Haar, mit dem Habitus einer Italienerin oder Spanierin! Das kann unmöglich eine Engländerin sein!“

„Das ist nicht schwer zu sagen“, meinte der Baron.

„Aber wer ist sie denn?“ fragte Leon ungeduldig.

„Eine Spanierin, welche in ihrem dreizehnten Jahre nach London gekommen ist und seit jener Zeit bis heute, wo sie noch nicht achtzehn Jahre zählt, zwei Grafen und einen Baronet ruinirt hat.“

„Die möchte ich kennen lernen!“ rief Leon aus.

„Das ist schwer und leicht, jenachdem die Holde gelaunt ist,“ meinte Oberthal.

„Also ist sie capriciös?“ fragte der junge Franzose.

„Nicht bloß capriciös, sondern originell bis zum Exceß.“ In diesem Augenblicke bewirbt sich um ihre Gunst der reichste Mann Englands. Der Mann, der bis jetzt nur für sich gelebt hat, der in seinen ungeheuren Besitzungen, in seinen prachtvollen Villas und Schlössern allein umherwandelte und mit vollständig englischer Abgeschlossenheit nur sich zu genügen suchte. Der stolz darauf war, daß noch kein Fuß des sogenannten Publikums in sein Eigenthum gedrungen, der potenzirteste Aristokrat, der größte Egoist. Nun wohlan, dieser Mann, der das Mädchen gesehen, mit ihm gesprochen, und in Folge dessen wie umgewandelt ist, hat bis jetzt vergeblich die größten Summen geboten, sie zu besitzen; ja vor acht Tagen hat er, der Typus aller englischen Hagestolzen, der Donna seine Hand angeboten, und dieses spanische Mädchen, dessen Herkunft man nicht kennt, das ohne irgend eine sogenannte gesellschaftliche Stellung ist, hat Hand und Vermögen ausgeschlagen, und zwar mit dem lakonischen Bemerken, sie könne keine Ehemänner leiden.“

„Famos, famos,“ schrie Leon, und zwar so laut,

daß alle Anwesenden es hören mußten. Unter diesen war natürlich auch das Mädchen, das seine dunklen Augen auf ihn richtete, und somit einen Blick zu ihm sandte, der wohl geeignet war, jeden Andern momentan zu verwirren. Aber unser Franzose hielt diesen Blick aus, noch mehr, er erwiederte ihn, ja er war kühn genug, ihn als eine Aufforderung zu betrachten, sich der Besitzerin zu nähern. Und dies that er auch mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens. Ohne auf Oberthal zu hören, ohne sich durch die lächelnden Mienen der Umstehenden irre machen zu lassen, sprang er auf, näherte sich dem Mädchen und sagte:

„Mademoiselle, mein Ausruf hat Sie gestört, vielleicht gar unangenehm berührt. Verzeihen Sie mir. Sie werden es um so eher, da Sie die mittelbare Veranlassung desselben sind."

Diese Worte kamen so kurz und lebhaft hervor, sie klangen so ungewohnt den Ohren der Spanierin, daß ihr etwas aristokratisches Erstaunen, welches sie nur zu deutlich zu erkennen geben mußte, gewiß gerechtfertigt war.

„Ich die Veranlassung?" wiederholte sie, den vor ihr stehenden Jüngling von Kopf bis zu Fuße mit ihren Augen messend.

„Allerdings," fuhr Leon mit derselben Lebhaftig-

keit fort, „man erzählte mir nur einen Zug aus Ihrem Leben, und der war schon geeignet, meine ganze Bewunderung, meine volle Sympathie für Sie in Anspruch zu nehmen. Was groß, was bedeutend, was schön ist, das regt mich auf, da muß ich es zu erkennen geben, da muß ich der Bewunderung in mir Luft machen. Mademoiselle, dies meine Entschuldigung, lassen Sie mich hoffen, daß sie Ihnen genügen werde. Und daß ich mich nicht täusche, mögen Sie mir dadurch beweisen, daß Sie mir Ihre Hand reichen.“ —

Leon hielt bei diesen Worten seine Hand dem Mädchen hin. Dieses blickte mit seinen großen, dunklen Augen auf den Jüngling, wie das Kind auf etwas, das es bis dahin noch nicht gesehen hat. In der That, ein solcher Mensch war ihr bis jetzt noch nicht vorgekommen. Diese Ungezwungenheit, diese Natürlichkeit und Offenheit in einem Manne war ihr neu. Eine wunderbare Bewegung ging in ihrem Herzen vor, sie wollte zürnen und konnte doch nicht, sie wollte ihrem Blicke den ganzen Stolz ihres Wesen aufdrücken, und der Blick wurde sanft und geschmeidig, wie der eines bezwungenen Weibes, sie wollte sich kalt zurückziehen, und auf keinen Fall dem Wunsche des jungen Ungestümen nachgeben, und wie eigen! die Hand fand sich wie von selbst in der seinigen. —

Leon hielt sie einen Augenblick umfaßt wie ein kostbares Kleinod, das man gefunden hat, und von dem man im Augenblick nicht weiß, wo man es hinthun soll. Er hätte es gern an seine Lippen gedrückt, aber die Sicherheit und Ungezwungenheit, die ihn bis dahin beseelt, hatte ihn plötzlich verlassen. Er wurde schüchtern, fast verlegen, die Hand entglitt der seinigen und das Einzige, was er noch thun konnte und auch that, war, sich zu verbeugen und an seinen Platz zurückzukehren.

Es versteht sich von selbst, daß Leon nach diesem Vorgange im eigentlichen Sinne des Worts der Held des Salons wurde. Nicht bloß die Damenwelt schenkte ihm ihre Aufmerksamkeit, nicht bloß sie zog die gebräuchlichen Erkundigungen ein, nein, auch die Herren, und unter diesen einzelne mehr noch, als jene, gafften nach dem jungen Franzosen, wie nach einem neuen gesellschaftlichen Meteore, das für einige Zeit geeignet war, alle übrigen Sterne zu verdunkeln. Uebrigens war mancher Blick, welcher dem „Muthigen" zugesandt wurde, nichts weniger als beglückwünschend, wenn auch die Zunge dazu sehr schnell bereit war.

Unter den Glückwünschenden befanden sich natürlich auch Oberthal und Herr v. Crezy. Namentlich schien der Erstere sehr erfreut über den Coup, wie er es nannte, zu sein.

„Ah," rief er mit Emphase aus, „man hat uns nicht zu viel von Ihnen erzählt!"

„Ich verstehe Sie nicht," bemerkte Leon ernst, ihm einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend. —

Oberthal schien darüber etwas verwirrt zu sein. „Entschuldigen Sie, meine Herren," sagte er, „wenn ich Sie einen Augenblick verlasse. Ich werde in wenigen Minuten wieder bei Ihnen sein." —

Kaum war er aus dem Saale, so wurden einige Accorde auf einem Klaviere angeschlagen, in welche sich nach und nach mehrere Frauen- und Männerstimmen mischten. Es dauerte nicht lange, so erklang ein vollständiger Chor, unzweifelhaft von gebildeten Sängern ausgeführt. Aber so zauberisch das auch klang, so eigenthümliche Effecte diese aus der Ferne tönenden Stimmen auch hervorbringen mußten, indem zu gleicher Zeit das Laub, das in den Saal drang, wie vom Zephyr berührt, hin- und herrauschte und gleichsam die Menschentöne hereintrug — die Gesellschaft selbst blieb unberührt davon, es wurde nach wie vor geplaudert, gekost und gelacht; die Musik mochte der Mehrzahl der hier Versammelten eben nichts Neues sein.

Nicht so bei Herrn v. Crezy. Kaum waren die ersten Töne an sein Ohr gedrungen, so bemächtigte sich seiner dieselbe Unruhe, dieselbe Erregtheit, welche die

Musik an diesem Orte nun einmal berufen schien, in ihm hervorzurufen. Und doch war es diesmal nicht jene weibliche Stimme, über deren Besitzerin er sich so gern Gewißheit verschafft hätte, die er hörte, vielmehr waren es ganz unbekannte, ihm durchaus fremde Stimmen, die er aller Wahrscheinlichkeit nach vorher noch nie gehört hatte. Dasselbe Mißtrauen, das ihn schon einmal beschlichen hatte und das kaum verwischt war, stellte sich wieder ein, beängstigende Ahnungen durchkreuzten seine Seele, und er war eben im Begriff, seinem jungen Nachbar darüber eine Mittheilung zu machen, als er zu seinem Erstaunen fand, daß derselbe gar nicht mehr vorhanden und daß er allein auf dem Couch war. Als sein Blick durch den Saal schweifte, sah er, wie Graf Leon mit der Spanierin denselben verließ. „Will man mich allein lassen," dachte er. Zum ersten Male tauchte der Gedanke in ihm auf, daß seine persönliche Sicherheit an diesem Orte Gefahr laufen könnte. Und dieser Gedanke war es, der dem kräftigen, unverdorbenen Manne die Ruhe wieder gab, aber leider nur von kurzer Dauer; denn plötzlich löste sich von den Stimmen des Chors eine Solostimme ab, dieselbe, die er schon zweimal gehört hatte und die auch diesmal sein Herz erbeben machte. Letzteres war um so erklärlicher, als die Stimme diesmal etwas so Ergreifendes

hatte, daß selbst das Gemurmel der Conversation im Saale einer lautlosen Stille Platz machte. Sie klang so klagend durch das Laub herein, die übrigen Stimmen verloren sich in ein so wunderbares Gesäusel, daß Herr v. Crezy kaum zu athmen wagte. Er glaubte sich in eine andere Welt versetzt, die Menschen um ihn, der Saal, all' das Außerordentliche, das er an diesem Abende erlebt hatte, Alles verschwand, nur die Stimme blieb, nur sie war das Leben um ihn und in ihm, nur sie machte sein Herz schlagen, sein Blut in seinen Adern rollen, und nur sie war es, die ihn gleichsam zu sich heranzog, die ihn zu rufen schien und der er unwillkürlich folgen mußte. — Er wußte nicht, wie es geschehen war, aber er fand sich plötzlich nicht mehr in dem Saale, sondern wiederum in einem Korridor, von nichts Anderem geführt, als jenen rührenden Tönen, die zwar nur noch schwach an sein äußeres Ohr klangen, die aber dennoch nur zu gut den Weg zu seinem Herzen zu finden wußten. Eine unendliche Sehnsucht bemächtigte sich seiner, eine ganze Welt bald schmerzlicher, bald freudiger Empfindungen füllte seine Seele aus, wollüstige Schauer durchbebten ihn, er glaubte sich der Entschleierung eines lang verhüllten Mysteriums nahe, er zitterte vor Erwartung des Kommenden. Aber plötzlich verstummten die Töne, das Licht erlosch, das

ihm bis dahin geleuchtet hatte, er war wieder allein mit sich und der Enttäuschung, die diesmal um so schmerzlicher war, als er sich so nahe dem Ziele gewähnt hatte. Doch von Neuem wurde seine Hoffnung belebt, wirre Stimmen drangen zu ihm; er folgte ihnen, vielleicht geleiteten sie ihn zu ihr, so dachte er. Noch eine Thür — sie öffnet sich, eine blendende Helle strömt ihm entgegen. Er befindet sich in einer Rotunde, rundum mit duftenden Orangenbäumen geschmückt. Zwei Springbrunnen verbreiten eine erfrischende Kühle. — Menschen beiderlei Geschlechts sind hier in einem Knäuel zusammengedrängt. Nur dann und wann sondert sich ein Einzelner von ihnen ab und mißt mit langen Schritten den Raum, oder nimmt mit zerstreuten Blicken ein Glas Sorbet zu sich. Die Conversation stockt, nur einzelne Wörter dringen durch den Saal. **Rouge — noir — perdu — gagné** tönt an das Ohr des Herrn v. Crezy. Er tritt näher, man macht ihm unwillkürlich Platz; er wirft eine Note hin, was hat er Besseres zu thun? Vielleicht daß dies das Fieber beschwichtigt, das ihn befallen hat, vielleicht daß er ruhiger wird — so denkt Herr v. Crezy und die Note gewinnt. Der Eigenthümer denkt nicht daran, sie zurückzuziehen. Warum sollte er auch? Er hat auf Schwarz gesetzt, er darf die Farbe seiner Seele nicht verlassen. Und Schwarz gewinnt, die

Banknote hat sich bereits verzehnfacht, es liegen 500 Pfd. auf dem Tische. —

Und wiederum wird das Glücksrad gedreht — die Uebrigen haben bereits aufgehört zu spielen, es ist, als wenn sich die kleinen Interessen von selbst dem größeren untergeordnet haben. Alles ist in Erwartung und Spannung, Alles blickt auf die Kugel, die in diesem Augenblick ihren gewöhnlichen Lauf vollendet. Jetzt geht sie langsamer, immer langsamer, noch eine Sekunde und das Resultat muß bekannt sein. Es ist da — Schwarz hat gewonnen. Eine allgemeine Acclamation begleitet dieses Resultat. — Herr v. Crezy hat 1000 Pfund gewonnen.

„Ei, ei, Herr v. Crezy," ertönt es plötzlich neben ihm, „Sie sind, wie es scheint, ein Glückskind!"

Es ist Graf Leon, der diese Anrede hält. —

Herr v. Crezy lächelt, wie Jemand, der dem Gesprochenen nur wenig Aufmerksamkeit schenkt und doch dies nicht zu erkennen geben will.

„Glück im Spiele, kein Glück in der Liebe," tönte plötzlich eine Frauenstimme neben ihm.

Herr v. Crezy sieht sich um, der Platz ist leer.

„Werden Sie auf Schwarz bleiben?" fragte Leon.

Herr v. Crezy antwortet damit, daß er die 1000 Pfund auf Roth herüberzieht.

Roth verliert.

„Ah!“ tönt es wieder neben ihm.

„Sonderbar, diese Stimme!“ murmelt Herr v. Crezy. Sie beschäftigt ihn mehr, als der Verlust. „Haben Sie eben zu mir gesprochen?“ fragt er plötzlich Leon. Dieser lächelt. „Ei, Ei,“ meint er, „macht der erste Verlust Sie schon verwirrt?“

„Ich denke nicht daran,“ ruft der Verlierende unwillig aus, indem er sein Portefeuille aus der Tasche nimmt, und drei Banknoten, jede von 100 Pfund, hervorzieht. Er wirft sie alle drei auf Roth.

„Das ist recht!“ meint Leon.

Das Rad läuft von Neuem und wiederum blickt allgemeine Erwartung dem neuen Wettkampfe zu. Jedoch plötzlich, noch ehe die Kugel ihren Lauf vollendet hat, ertönt der alte Gesang. Er scheint diesmal aus dem Spieltische hervorzukommen, es ist als wenn die laufende Kugel von seinem Hauche bewegt wird. „Ah, was ist das!“ stöhnt Herr v. Crezy. Seine beiden Hände stützen sich krampfhaft geballt auf den Tisch, seine Züge sind geisterhaft, sein Blick ruht mit entsetzender Starrheit auf dem Laufe der Kugel. Dieser ist vollendet.

Roth verliert!

„Ihre Farbe wird Ihnen untreu,“ sagte Graf Leon, „Sie hätten Schwarz nicht verlassen sollen.“ —

„Nein, Roth, Roth will ich,“ murmelte Herr v. Crezy, mehr sich selbst, als seinem Nachbar antwortend.

Und wiederum zieht er eine Banknote aus seinem Portefeuille, die letzte, die darin ist. Es sind 1000 Pfund.

„1000 Pfund auf Roth!“ ruft er.

„Kein Glück im Spiel, Glück in der Liebe,“ tönt es wieder neben ihm.

Herr v. Crezy erbebt, er wagt nicht, sich umzusehen. Er blickt auf die Kugel, er horcht nach der Begleitung von vorhin, vergebens, man hört nur den Lauf des Rades. Erst jetzt bemächtigt sich seiner die Unruhe des Spielenden oder richtiger des Verlierenden, erst jetzt wird er sich bewußt, was im wahren Sinne des Wortes für ihn auf dem Spiele steht.

„Roth gewinnt — nein, verliert,“ heißt es um ihn herum.

„Sie sollen sehen—,“ ruft Leon; jedoch er braucht nicht zu vollenden, Roth hat verloren. —

Herr v. Crezy bewegt langsam seinen Kopf hin und her, als wenn er sagen wollte: „So mußte es kommen.“ Ein bitteres Lächeln schwebte um seinen Mund.

„Wenn Sie noch Lust zum Spiele haben“ — meinte Leon.

„Nein,“ unterbrach Herr v. Crezy barsch, „ich will gehen!“

Eine halbe Stunde darauf befand er sich auf dem Heimwege nach seinem Hotel. —

Drittes Kapitel.

Im Soho-Square ist Alles ruhig und still; die Vögel der Nacht, die männlichen wie die weiblichen, sie, welche namentlich der Engländer gern in dieses Fremdenviertel zu verlegen pflegt, sind ebenfalls schlafen gegangen, oder in einzelnen angetrunkenen Mitgliedern auf dem Heimwege begriffen. Es ist vier Uhr Morgens, der Tag graut und wirft sein falbes, um diese Zeit noch ungetrübtes Licht auf einzelne Policemen, die unablässig beschäftigt sind, die Sicherheit und das Verschlossensein der Hausthüren zu erproben, als auch ihre Aufmerksamkeit auf einzelne jener unglücklichen Geschöpfe zu richten, welche die Straßen Londons zu ihrem permanenten Aufenthaltsorte nehmen müssen, und deren Nachtquartier auf einem Ecksteine oder unter dem Portale eines Hauses errichtet ist. Aber wenn auch die Straßen öde und verlassen sind, wenn auch in den Häusern selbst kein Leben sichtbar ist, so ist dieses dennoch vorhanden, und zwar gerade an jenen Plätzen, die aus rechtlichen, moralischen und religiösen Gründen dem Publikum um zwölf Uhr Nachts geschlossen werden, in den Kaffee- und Bierhäusern oder sogenannten **public-**

houses. Und da ist es namentlich eins, das äußerlich schon längst den staatlichen Tribut der Moral, Sittlichkeit und Religiosität dargebracht hat, das, auch nicht den leisesten Lichtstrahl der Freude und des Beisammenseins herauslassend, dennoch in seinem Innern in diesem Augenblick kein anderes Gesetz anerkennt, als das, welches der Stout und das Pale Ale seinen Habitués aufzuerlegen pflegt. Namentlich ist es die Polenkneipe, auch das Gasthaus an der Heerstraße, im Jargon der Industriellen das Hôtel „Zum Grafen" genannt, welches noch im vollen Gange ist.

Der Zufall will, daß wir den Leser in einer jener Nächte an diesen merkwürdigen Ort zu führen haben, wo gerade der vorhergehende Tag eine glänzende Beute geliefert hat, wo seine sämmtlichen Insassen einen mehr oder weniger kolossalen „dodge"*) möglich zu machen gewußt hatten. Pale, Ale, Stout, Old Tom, Portwein und Sherry sind selbstverständliche Genüsse, die Pfeife ist verbannt, die Cigarre florirt. Natürlich ist der Flur des Hauses nur dann belebt, wenn der Wirth oder seine Ehehälfte an die Schenke zu tre-

---

*) dodge ist das im Argot der Drahtzieher gebräuchlichste Wort. Es soll nicht bloß Schwindel heißen, sondern jede Unternehmung, jedes Geschäft wird mit diesem Namen bezeichnet. — Anmerk. des Verf.

ten haben, um die Bedürfnisse derjenigen Gäste zu befriedigen, die im Hinterzimmer befindlich sind. Natürlich brennt kein Licht auf dem Flur, den Weg zur Stout- und Aleflasche zu finden, dazu kann das aus dem Hinterzimmer strömende Licht vollständig genügen. Treten wir in letzteres ein.

Der Tabacksqualm hat dermaßen die Gesichter der Anwesenden gefangen genommen, daß wir sie auf den ersten Blick gewiß nicht unterscheiden werden können. Nach und nach freilich, je mehr wir uns an diese Atmosphäre gewöhnt haben, treten die Physiognomien hervor. Lauter markirte Gesichter; das Leben und seine Wechselwirkungen haben ihnen den Stempel aufgedrückt. Der Trunk und niedere Leidenschaften scheinen das letzte Vermächtniß dieser Menschen zu sein. Das Auge ist stier und nur die Zunge hat Leben und Bewegung. Hier und da treten die Spuren höherer Intelligenz hervor, aber sie gleichen den Blumen, die vom Balkon eines Hauses in den Schmutz der Straßen herabfielen und dadurch unkenntlich wurden.

Wie die Physiognomien, so der ganze Habitus dieser Menschen; die höheren Rücksichten der Bildung sind verwischt und die allgemeine Rücksichtslosigkeit, sowohl in Wort als Geberde, ist an ihre Stelle getreten. Nur dann und wann, wenn sich die Seitenthür der Schenke

öffnet und einer der Habitués des o b e r n Stockwerks durch das Zimmer schreitet, ändert sich die Physiognomie, die Cigarre findet nicht mehr im Munde der Insassen ihren Platz, sondern auf dem Tische, das Geklirre und Stoßen der Pints*) hat ein Ende, die Unterhaltung stockt und nur ein gedämpftes, ehrerbietiges „Guten Abend!“ ist der einzige Ausdruck des Lebens im Zimmer. Kaum aber ist der Durchschreitende mit diesem um vier Uhr Morgens sehr komisch klingenden Begleitworte hinauskomplimentirt, so tritt die frühere Ausgelassenheit wieder ein, und gleichsam als hätte man etwas Versäumtes nachzuholen, werden mit verdoppelter Kraft dem Wirthe neue Bestellungen zugerufen. Bald geschieht dies in deutscher, bald in französischer, bald in englischer, bald in polnischer Sprache; so mannigfaltig aber auch die Idiome der Gäste sind, der Wirth, gebräuchlicher „der Graf“ genannt, schließt alle in sich, hat für Alle gleiches Verständniß, gleiche Anerkennung, gleiche Sorgfalt, vorausgesetzt, daß die Bezahlung für den geforderten Gegenstand bereits in seiner Tasche ist. Letzteres gehört zu jenen Gesetzen, welche der Graf seinen Freunden und Bekannten in diesem untern Theile seines Hau-

*) Ein zinnernes Gefäß, ungefähr eine halbe Flasche enthaltend.

ses auferlegt hat, und zwar, wie es im Reglement heißt, einzig und allein deßhalb, damit Alles vermieden werde, was die im Gasthause an der Landstraße so nöthige Harmonie in Frage stellen könnte. Dieser Artikel des Reglements, den der Gesetzgeber mit derselben Kenntniß der Menschen und Dinge angefertigt, wie alle übrigen „Bestimmungen und Verfügungen" in seinem Hause dürfte übrigens der einzige sein, gegen den die ehrenwerthe Gesellschaft sowohl öffentlich als im Geheimen eine gewiße Scheu, Abneigung und Rancüne hegt. Ist sie mit diesem in's Reine gekommen, d. h. können von jedem Einzelnen die Bedingungen erfüllt werden, wodurch Nachfrage und Absatz in's Gleichgewicht gerathen, so dürfte in der That die Harmonie nicht weiter gestört werden, und so wild es auch oft genug hergehen, so sehr das Gastzimmer in einem Augenblicke an die echt polnische Kneipe, in dem andern an das Zusammenkommen irgend einer Verbindung vor irgend einer Barrière von Paris erinnern, so oft der Fremde sich in eine der Judengemeinden Europas versetzt glauben mag, je nachdem eine der europäischen Sprachen gerade angeschlagen ist — er wird doch nie die Grenze der Debatte überschreiten sehen. Man schreit, man tobt, man ist gegen einander liebenswürdig in der Form wohlconditionirter Grobheiten; aber man ist zu „gebildet," man hat zu viel erfah-

ren, man ist zu sehr emancipirt von den Vorurtheilen einer unfeinen Bildung, um irgend etwas ernsthaft zu nehmen, um mit Allem, was man sagt, etwas Anderes zu bezwecken, als sich eine angenehme, der Verdauung wohlthuende Bewegung zu machen. Fragt man nun, was sind das für Menschen, die hier zusammenkommen, so lautet die Antwort sehr einfach: es sind die primitiven Drahtzieher, dieselben, welche vermöge ihres Bildungsgrades oder ihres Mangels höherer gesellschaftlicher Talente nicht über die Stufe der Lehrlinge hinauskommen können, deren ganze Existenz in nichts Anderem besteht, als die Befehle untergeordneter Natur der Meister auszuführen, oder auch wirklich den Draht, item die Klingel zu ziehen, um sich ihren täglichen „Verdienst" abzuholen, es sind die Petitionsbettler, die angeblichen Vorsteher philantropischer Vereine, die „Bekehrten" bald vom Judenthume zum Christenthume, bald vom Katholicismus zum Protestantismus, die „Reuigen," soeben aus dem Kerker „Entlassenen," es sind oder vielmehr es waren für eine kurze Zeit die „Refügié's," die „verfolgten Brüder" aus Polen und Ungarn, oder auch in einzelnen Fällen die „dem Glaubenszwange Entronnenen, um sich an der Religionsfreiheit Großbritannien's zu stärken," schließlich sind es die im Argot der Gesell-

schaft genannten „Grünen*).“ Das Verdienst dieser Menschen besteht darin, erstens London nach allen Richtungen hin sehr genau zu kennen, zweitens eine sehr genaue Tabelle der Adligen zu haben, ihrer Eigenschaften, ihrer Aemter, ihrer Verwandtschaften, ebenso eine Namensliste der haute Bourgeoisie, der Finanz- und Büreaukratenwelt und drittens eine tüchtige Kenntniß fast aller lebenden Sprachen, so daß jeder von ihnen der gewöhnlichen Conversation vollständig Meister ist.

Mit solchen Kenntnissen liesse sich natürlich viel ausrichten, aber leider sind sie das Eigenthum von Menschen, die nicht damit umzugehen wissen. Es fehlt ihnen die Charakterstärke, die Energie, um jene Eigenschaften zu verwerthen. Das Leben ist in reichen Abwechselungen an ihnen vorübergegangen, aber von allen ist nur der Schmutz an ihnen kleben geblieben, so daß sie sich dermaßen daran gewöhnt haben, daß sie gleichsam nicht wieder rein zu waschen sind. Vermöge ihrer durch Erfahrung gesammelten Kenntnisse werden ihnen fortwährend Anknüpfungspunkte mit der Gesellschaft geboten, aber sie sind zu sehr verlumpt, um der Form Meister zu werden, in der man allein sich der Gesell-

*) Nach dem englischen Worte green gebildet, das in diesem Falle am besten mit der Bezeichnung „Unschuldiger“ wiederzugeben wäre. Der Verfasser.

schaft nähern und ihre Vortheile genießen kann. Und dies ist auch die Ursache, daß sie nur selten von den Meistern und Chefs des obern Stockwerks dieses Hauses benutzt werden. Man bedient sich ihrer, wo es sich darum handelt, den Jargon der niedern Volksklassen Londons in Anwendung zu bringen, bei Arretirungen, wo sie als Remplaçanten eintreten müssen, natürlich gegen hohe Bezahlung, als Zeugen aus der Mittelklasse bei Gerichtsverhandlungen und bei besonderen Gelegenheiten als Bediente und Kutscher. Da alle diese genannten Fälle nicht gar zu häufig vorkommen, da überdies die ehrenwerthe Gesellschaft aus sehr vielen Mitgliedern besteht, so sieht sich natürlich die Mehrzahl der letzteren gezwungen, noch zu jenen unschuldigen Nebenverdiensten zu greifen, welche wir oben erwähnten.

Obgleich nun dieser ehrenwerthe Stamm der Drahtzieher weder durch Geist noch durch Persönlichkeiten große Anziehungskraft auszuüben vermag, so dürfte es doch im Interesse des geschichtlichen Ueberblicks über die ganze Gesellschaft, sowie auch in dem des Lesers am Platze sein, einen Augenblick unter diesen „Grünen" zu verweilen. Nehmen wir z. B. in der Nähe jenes etwas korpulenten Mannes Platz, der damit beschäftigt ist, die schwierigsten Stellungen der Figuren ausfindig zu machen und sie zur Lösung zu bringen. Der Mann

ist pockennarbig, auf einem Auge blind, aber letzteres verhindert ihn nicht, Alles zu sehen, was er für nöthig findet. Er beobachtet so scharf, daß er von seinen Collegen „die polnische Katze" genannt wird, Katze, weil er gleich diesem Geschlechte im Dunkeln sehen kann, und polnisch, weil er ein Pole ist. Was Bildung, Erfahrung, Schlauheit und Keckheit anbetrifft, so ist er Allen überlegen, die im Zimmer sind, und dies die Ursache, daß er auf der einen Seite als Chef des Flurs gilt, und andrerseits zu den Habitué's des obern Stockwerks in einem näheren Verhältnisse steht, als seine übrigen Collegen. Er ist der Vertreter zwischen oben und unten, durch seine Hand gehen alle Anträge und Bestellungen der Chefs an die „Handlanger," er ist gleichsam der Werkführer im Atelier, und daher mag es auch wohl kommen, daß er sehr oft, wie in diesem Augenblicke, mit Fragen aller Art bestürmt wird, weil man mit Recht vermuthet, daß er von den Intentionen und Unternehmungen der „Herren" einigermaßen unterrichtet ist.

„Es ist was im Werke," meinte ein junger Angerissener im gelben Poletot, von Einigen „der Schneider," gewöhnlich aber „der Grieche" genannt, weil er der Sprache des letzteren Volksstammes mächtig und bei einzelnen Gerichtsfällen als Dollmetscher aufgetreten ist.

„Der Lange" ist noch nicht da," versetzte ein Ande-

rer, indem er zu dem Polen hinüberschielte, als wollte er diesen zu einigen Mittheilungen veranlassen.

„Man soll sich den Kopf nicht mit Dingen zerbrechen, die Einen nichts angehen,“ bemerkte ein junger Franzose, seinem ganzen Habitus nach den Friseur verrathend. „Nicht wahr, Alter?“ setzte er hinzu, indem er dem Polen auf die Schulter klopfte.

Dieser sah auf, und blickte rund um sich, wie Jemand, der aus einem Traume aufgeweckt wird.

„Wer hat mich soeben berührt, waren Sie es, Bedientenseele?“ fragte er den Neugriechen.

„Ich nicht, Frederic hat's gethan,“ versetzte der gelbe Paletot.

Der Pole maß den jungen Franzosen von Kopf bis zu Fuß. „Sie werden ewig Gamin bleiben,“ fing er an, „Sie werden nie lernen, wie man sich in guter Gesellschaft zu benehmen hat. —“

Diese mit der ernsthaftesten Miene vorgetragene Strafpredigt wurde natürlich mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen. Der Pole warf ihnen Allen einen Blick der Verachtung zu, und beschäftigte sich wieder mit seinem Schachbrette. Es dauerte nicht lange, so wurde er von Neuem seinen Betrachtungen entzogen. Ein junger, der Physiognomie wie Sprache nach israelitischer Drahtzieher, bot ihm eine Parthie an. —

„Sie sind wohl noch nicht lange in London?“ meint Frederic.

„Wie so?“ fragte der Jude.

„Wie viel Geld haben Sie zu verlieren?“ warf der Pole nachlässig hin.

„Ich habe noch zwei halbe Kronen.“

„Stecken Sie dieselben in meine Tasche, Blutiger, und denken Sie, Sie hätten bereits gespielt.“

„Blutiger?“ rief der Jude mit theilweiser Verwunderung und Entrüstung.

„Nun ja, sind Sie denn kein Blutiger?“ schrien die Uebrigen mit wildem Gelächter.

„Ich fürcht' mich nicht vor Ihnen, meine Herren, ich weiß, was die Glocke geschlagen hat. Ich spiele besser Schach —“

Der Unglückliche konnte nicht vollenden, der Wirth hatte ihn bereits beim Kragen genommen und hinausgeworfen.

Kaum war der Jude draußen, so wurde wieder an die verschlossenen Ladenfenster geklopft. Der Graf ging hinaus und erschien bald mit dem „Troubadour“. Der Troubadour ist ein Spanier mit langem Barte und verlebtem Gesichte. Einst mögen beide den Damen gefährlich gewesen sein, jetzt können sie nur noch Mitleid einflößen. Trotzdem liegt in der ganzen Erscheinung eine gewisse Grazie und

bleſſe, nicht bloß deßhalb, weil der Mann einen De-
ratenhut trägt und eine Guitarre über der Schul-
ter hängen hat, ſondern ſeiner ganzen Haltung wegen.
Und dies die Urſache, daß der Chef der Drahtzieher
ihn dann und wann in ſeinen Salons verwendet. Der
Spanier wird Troubadour genannt, weil ſein Hauptge-
ſchäft darin beſteht, in die Wirthshäuſer zu gehen, und
mit einer durch Old Tom*) und ähnliche Getränke hei-
ſer gemachten Stimme revolutionaire Lieder in ſpani-
ſcher und franzöſiſcher Sprache zum Beſten zu geben,
natürlich gegen baare Bezahlung.

„Ihr kommt ſehr ſpät," meinte der Graf mit einer
eben nicht ſehr freundlichen Stimme.

„Ja wohl ſehr ſpät," ſchrien die Uebrigen.

„Es wird bald Zeit zum Schlafengehen ſein," be-
merkte der Neugrieche.

„Meine Herren, die Uhr iſt ein Viertel vor fünf,"
rief der Graf.

„Alſo noch eine Viertelſtunde," hieß es durcheinander.

„Auf ein Paar Minuten mehr oder weniger wird
es wohl nicht ankommen," meinte der Gamin. „Nichts
da, meine Herren," verſetzte der Graf ſehr ernſt, „heute
wird um fünf Uhr geſchloſſen." —

*) Old Tom — alter Gin.

„Fünf Uhr!“ wiederholte die ehrenwerthe Gesellschaft, indem sie sich gegenseitig fragende Blicke zuwarf, und nach dem Polen schielte, der sich jedoch durch nichts irre machen ließ, sondern unausgesetzt, mindestens dem Scheine nach, dem Schachbrette seine ganze Aufmerksamkeit zollte.

„Hab' ich's Dir nicht schon gestern gesagt,“ flüsterte ein bärtiger „Grüner“ einem Andern zu, „der Bär hat gebrummt.“ (Die Polizei hat von sich hören lassen.)

„Wer weiß, ob er nicht noch heute springen (polizeilich eingefangen) wird.“ —

Die Aeußerung des Wirthes, daß um fünf Uhr geschlossen werden sollte, hatte den Gästen plötzlich eine andere Physiognomie aufgedrückt. Ein Jeder schien zu fürchten, daß mit dieser Aeußerung noch ein anderer Gedanke verknüpft sei, ein Jeder schien für den Augenblick nachdenken zu wollen.

„Ah bah,“ rief plötzlich der Franzose, „Munoz, singe uns Eins.“ (Munoz war der Spottname des Spaniers.)

„Ja wohl, das Schlummerlied.“

„Lieben Freunde, ich bin erkältet,“ meinte der Spanier, „meine Kehle ist trocken.“ —

„Du bedarfst des Schlaftrunkes, Troubadour!“ rief der Schneider.

„Nun wohlan,“ schrie der Sänger, „**monsieur le comte, une pinte** ***old ale.***“ —

Der Wirth hielt die Hand hin, zum Zeichen, daß er vorher bezahlt sein wollte. —

„Später,“ schrien die Uebrigen, „laß ihn nur erst singen.“

„Meine Herren,“ begann der Graf, indem er sich in die Brust warf, und den Ehrbaren herauskehrte, „ich begreife Sie heute nicht, Sie scheinen zu vergessen, bei wem Sie sind. Schon im Laufe des Tages (der Tag im Gasthause an der Heerstraße beginnt um fünf Uhr Nachmittags und endet um fünf Uhr Morgens) sind mehrmals Widersetzlichkeiten gegen das Reglement der Gesellschaft vorgefallen, in diesem Augenblicke wieder. Was soll das heißen? Muß ich Sie erst daran erinnern, die Ehre der Association zu wahren? Ohne Geld —“

„Kein Old Ale,“ unterbrach ihn der Neugrieche.

„Keine Ehre,“ versetzte der Graf mit erhobener Stimme, „Sie scheinen den Paragraphen unserer Statuten vergessen zu haben, der da lautet: Zur Gesellschaft gehören alle Die, welche den Grundsatz aufstellen, daß nur der Besitz die Ehre giebt, und daß auf diese Weise der Spruch: „Ehre verloren, Alles verloren“ zum Glaubensspruche der Association der Drahtzieher erhoben werden kann. — Vergessen Sie es nicht, meine

Herren, dem Ehrlosen kann ich nichts Anderes zuweisen, als die Thür."

Obgleich diese Rede ihres Unsinnes und ihres falschen Pathos halber gewiß geeignet war, ein Gelächter unter den Zuhörern hervorzurufen, so stellte sich dasselbe doch nicht ein. Einerseits war mit dem sogenannten Grafen nicht zu spaßen, und andrerseits wußte Jeder, daß mit dem Narren ganz gut auszukommen war, sobald man ihm nur seine Sparren ließ.

Die einzige Antwort, die der Redner auf seine „Improvisation" erhielt, waren sechs Pence für den Schlaftrunk des Troubadours.

Nachdem dieser den Ale „genippt" hatte, versteht sich bis auf die Hefe (einen Pint trinken, heißt „nippen"), begann der Gesang. Er hätte irgend einem **premier sujet** eines italienischen Provinzialtheaters Ehre machen können, Herr Munoz verstand zu effektuiren, aber leider war die Stimme dermaßen mit Old Ale getränkt, daß er an einen Maler erinnern konnte, der sich durch die Umstände gezwungen sieht, nur noch in Grau zu malen.

Der Spanier sang die bekannte Bachanale. Er hatte sie bereits zwei Mal ertönen lassen und war zum dritten Male bereit, seiner Stimme dasselbe zuzumuthen, als plötzlich inmitten der Gesellschaft ein Mann auftauchte, dessen Anblick hinzureichen schien, an die Stelle der

Lebendigkeit und des Gesanges mit einem Schlage eine Todtenstille eintreten zu lassen. Alles erhob sich, sogar der unermüdliche Schachspieler und nahm eine ehrerbietige Stellung ein. Selbst der Herr Graf hielt es nicht unter seiner Würde, sofort an die Thür zu springen, welche nach dem obern Stockwerke führte, und gleich einem Lakaien sie offen zu halten.

Der Mann, der Chef der Gilde und kein Anderer, als der uns bereits bekannte Marquis v. Rainswood, blickte einen Augenblick schweigend um sich her, und nachdem er jeden Einzelnen fixirt hatte, sagte er: „Gute Nacht, meine Herren," und schritt zur Thür hinaus.

In demselben Augenblick schlug es fünf Uhr.

„Meine Herren!" rief der Wirth.

Und die Drahtzieher entfernten sich einer nach dem andern aus der Schenkstube des Gasthauses an der Heerstraße.

Folgen wir jetzt dem Marquis in das obere Stockwerk. Hier stoßen wir auf ein Bild, das im eigentlichen Sinne des Wortes auf eine lebendige Weise an die Kunstwerke der Maler der niederländischen Schule erinnern konnte. Man denke sich ein längliches Zimmer im eleganten Style möblirt, in der Mitte einen länglichen Tisch von rohem Holz, rundum Lehnsessel, an beiden Enden Divans, alle mit gelbem Damast tapezirt,

aber dermaßen schmutzig und befleckt, daß die Grundfarbe sehr schwer zu erkennen war. Die Fenster mit Gardinen von demselben Stoffe verhangen, aber doch nicht hinreichend, um nicht das erste Tageslicht und ein Stück blauen Himmels eines schönen Spätsommermorgens hereinzulassen. In der Mitte des Tisches eine Oellampe, dem Verlöschen nahe, auf dem Kaminsims als einziges Ornament zwei Stearinlichter, ebenfalls beinahe ausgebrannt. Rund um die Lampe dunkle Flaschen aufgestellt und vor jedem Lehnstuhl auf dem Tische das bekannte zinnerne Gefäß, Pint genannt. Hie und da eine Pfeife. Soweit die Räumlichkeit. Was nun die Menschen anbetrifft, die darin theilweise auf den Divans, theilweise auf den Sesseln in der nachlässigsten Yankee-Stellung von der Welt Platz gefunden hatten, so sehen wir fast nur Bekannte vom vorigen Kapitel. Da ist zuerst Herr Baron v. O b e r t h a l. Er sieht sehr abgespannt aus, sein Schnurrbart glänzt nicht mehr so schwarz und trotzig, wie einige Stunden vorher, der Baron ist augenscheinlich fatiguirt. Etwas Anderes ist es mit dem jungen Grafen L e o n, den wir ebenfalls in diesem ehrenwerthen Kreise der Drahtzieher antreffen. Zwar sieht man auch seinen Augen an, daß sie lange gewacht haben, aber sein Mund, sein ganzes Wesen hat noch keine Ruhe gefunden, er ist der Einzige, der auf

und ab geht, und bald diesen, bald jenen Gedanken zum Besten giebt.

Außer diesen Beiden finden wir noch zwei Habitués aus dem Salon des Marquis v. Rainswood. Der Eine möchte das Gegenstück von dem Langen genannt werden können, er ist der Kurze, Dicke, Behäbige. Sein Gesicht steht zu der Fülle seines Körpers in keinem weiteren Verhältniß, es zeigt eine zarte, feine Bildung, in den beiden Mundwinkeln zwei Einschnitte, die auf einen geistreichen, ironischen Menschen schließen lassen. Uebrigens war dem Wesen, wie dem Benehmen des Mannes der Stempel des Engländers aufgedrückt. Der vierte Anwesende in diesem Raume endlich ist der kleine Bucklige mit seinem fast schönen Gesichte, dessen Auge namentlich von einem solchen Feuer, von einer solchen Kraft und Schönheit ist, daß die Mehrzahl seine Blicke nicht zu ertragen vermag. Der Bucklige zeichnet sich durch eine große Eleganz in seiner Kleidung, durch feine Wäsche und durch außerordentlich schöne kleine Hände aus. Die letzteren mögen denn auch wohl die Spitzenmanschetten hervorrufen, die er von einer außerordentlichen Feinheit zur Schau trägt.

Die beiden letzterwähnten Drahtzieher machen in Verbindung mit dem Chef die geistige Stärke der Association aus. Sie sind die Schöpfer der Ideen, welche den

Unternehmungen zum Grunde liegen, sie fertigen großentheils die Pläne aus, natürlich, um sie dem Chef zur Genehmigung vorzulegen, sie sind die Starken im Gegensatze zu den „Grünen“ oder „Unschuldigen“. Berücksichtigen wir endlich den letzten in diesem Bunde, den neu eingetretenen Langen, so haben wir den Chef der Verbindung, den wir bereits als Marquis v. Rainswood kennen gelernt haben, und dessen nähere Charakteristik wir uns für ein späteres Kapitel dieses Buches vorbehalten.

Beim Erscheinen dieses Mannes rief Leon: „Da ist er!“ Oberthal erhob sich und sagte mit einer gewissen Unterwürfigkeit „Guten Abend!“, die beiden Andern blieben sitzen und nickten zur Bewillkommnung nur mit dem Kopfe. Der Lange warf sich auf einen der Divans wie Jemand, der froh ist, daß er zum Sitzen kommt. „Reichen Sie mir einen Tom, Oberthal,“ sagte er nach einer Pause.

Dieser nahm ein zinnernes Gefäß, füllte es mit dem Inhalte einer der Flaschen, welche auf dem Tische standen, und überreichte es dann dem Chef.

Mancher unserer Leser, welcher weiß, daß Tom oder richtiger Old Tom nichts Anderes ist, als alter Gin, also das gewöhnlichste und gemeinste Getränk der englischen Bevölkerung, dasselbe, welches jeden Sonnabend aus der

Hefe des Volkes an Frauen wie Männern und Kindern Tausende von Opfern fordert, wird vielleicht überrascht sein, den Marquis v. Rainswood und seine ehrenwerthen Collegen sich mit diesem Getränke regaliren zu sehen, während die Handlanger im untern Stockwerk nur den feinern Bier- und Weinsorten ihre Aufmerksamkeit schenken. Aber bei näherer Bekanntschaft der in Rede stehenden Personen wird er sich der Thatsache erinnern, daß Menschen, die Alles erprobt und durchlebt haben, ihren Gaumen nur noch durch die stärksten und gemeinsten Getränke zu kitzeln vermögen. Wir haben sehr junge Bonvivants gekannt, denen, vermöge ihrer Verhältnisse, die feinsten materiellen Genüsse zu Gebote standen, und die nur noch Geschmack an Branntwein fanden. Und daher darf es uns denn auch nicht wundern, daß in dieser Gesellschaft der noch sehr junge Leon in Betreff des Gin mit den Uebrigen Chorus machte. —

Nachdem der Lange das Maaß Old Tom in einem Zuge geleert, sich eine Pfeife des gewöhnlichen englischen Tabacks angezündet und jeden Einzelnen der Anwesenden, namentlich aber Leon stark fixirt hatte, fragte er Oberthal: „Haben Sie mir nichts zu sagen?"

Dieser begann: „Ihrem Auftrage gemäß begaben wir uns gestern in das Hotel Sablonnière —"

„Das fängt an wie der Bericht eines Konstablers,"

unterbrach der Bucklige, der eben in keinem guten Humor zu sein schien.

„Ich bitte, fassen Sie sich kurz," bemerkte der Lange.

Oberthal fuhr fort: Es gelang uns, auf die von Ihnen vorgeschriebene Weise Herrn v. Crezy in's Gespräch zu locken. Graf Leon spielte seine Rolle vortrefflich, zumal im Anfange. Später —"

„Habe ich wohl zu viel Geld verloren?" fragte der junge Franzose spöttisch.

„Allerdings, 20 Pfund Verlust war unnöthig." —

„Du solltest Oberthal zum Kassirer der Gesellschaft machen," rief der Bucklige dem Langen zu. „Seine Sorgfalt für unser Aller Interesse berechtigt ihn vollkommen dazu."

Den Chef schien dieses Wechselgespräch zu quälen. „Wollen Sie fortfahren?" meinte er etwas unwillig nach einer kurzen Pause.

„Das Spiel wurde durch die Ankunft dreier Personen unterbrochen, der Tochter des Landjunkers und zweier Engländer, Mad. Thompson nebst Sohn."

„Wie sieht die Tochter aus?" fragte der Chef auf Leon blickend.

„Nicht übel, sie scheint Feuer zu haben," versetzte Dieser.

„Ich verstehe. Alter?" —

„Kaum 17 Jahre.“

„Wo sind die Drei geblieben?“ ließ sich der Behäbige vernehmen.

„Sie sind in die Oper gefahren,“ meldete Oberthal.

„Kennen Sie die Thompson's?“ fragte der Chef weiter.

„Sie sind mir bis jetzt noch nicht vorgekommen. Sie scheinen ein Geschäft in Liverpool zu haben; die Mutter wohnt auf dem Lande. Sie hat Herrn v. Crezy nebst Tochter zu sich gebeten.“ —

„Haben Sie etwas Besonderes an dem jungen Thompson wahrgenommen, Leon?“

„Nichts,“ erwiederte Dieser, „als daß man mit Recht sagen kann: er ist ein Stock-Engländer.“ —

„Bravo!“ riefen die Uebrigen, Oberthal, wie es schien, etwas gezwungen. Selbst über die ernsten Gesichtszüge des Langen glitt ein Lächeln. „Und an der Mutter?“ fuhr Dieser fragend fort.

„Sie möchte ihren Sohn gern an die reiche Tochter des französischen Industriellen verheirathen.“

„Das werden Sie nicht zugeben,“ meinte der Bucklige, einen Blick auf den Jüngling werfend, der keine sehr freundschaftlichen Gesinnungen für ihn versprach.

„Vorausgesetzt, daß die Spanierin ihm die Wahl läßt,“ fügte der Behäbige hinzu.

Der Bucklige erblaßte bei diesen Worten.

„Bitte, meine Herren, keine Unterbrechungen!“ rief der Lange. „Fahren Sie fort, Oberthal.“ —

„Bei unserer Ankunft in der Menagerie (Oberthal betonte dieses Wort mit einem leisen Anfluge von Ironie) war es ganz besonders die Stimme der Mad. Thomar, welche auf unsern Gast den größten Eindruck machte.“

„Wie äußerte sich dieser Eindruck?“ —

„Der Franzose wollte mit Gewalt die Besitzerin dieser Stimme sehen.“ —

„War er unzufrieden?“ —

„Wie es schien, sehr.“ —

„Mißtrauisch?“ fuhr der Chef gedehnt fort“ —

Oberthal zögerte mit der Antwort.

„Wenn mich meine Menschenkenntniß nicht täuscht,“ bemerkte Leon, „so glaubte er zu verschiedenen Malen in eine Räuberhöhle gerathen zu sein.“

„Das ist Ihre Schuld, Herr Meier!“ rief der Lange zornig aus. „Sie mußten sich die Miene des Beleidigten geben, gleich ihm, Sie mußten sich in Ihrem ganzen Wesen, in Ihrer Sprache, ja selbst in Ihrem Thun das Ansehen geben, als ruhten sie nicht eher, bis die Sängerin ihm vorgeführt sei. Statt dessen haben Sie wahrscheinlich nichts gesagt.“ —

Oberthal, der, wenn er auch weiter nichts gehört

hätte als seinen ursprünglichen Namen Meier (bei dessen Nennung ihm jedesmal unheimlich zu Muthe wurde), schon hinreichend wußte, daß sein Herr sehr zornig war, Oberthal beugte das Haupt wie ein schuldbewußter Schuljunge, um den Sturm über sich weggehen zu lassen. —

„Wenn Sie so fortfahren,“ meinte der Chef, „können Sie nicht länger Mitglied der Association sein.“ —

Oberthal erbebte. Diese im Tone der Gleichgültigkeit gesprochenen Worte machten ihn schaudern. Er fühlte mit einem Schlage, eine Realisirung derselben würde sein Ruin sein.

Es trat eine kurze Pause ein. Die beiden Lichter auf dem Kamine waren ganz heruntergebrannt, nur die Lampe auf dem Tische warf noch einen trübeu Schein über das Zimmer und die darin Befindlichen. Der Lange erhob sich und schritt einige Male durch's Zimmer. „Leon, Sie müssen das Stück zu Ende spielen,“ sagte er endlich, indem er sich wieder setzte und sein Gefäß mit Gin füllte, gleich darauf fuhr er fort: „Gehen Sie in einigen Stunden zu ihm, so früh wie möglich; denn er wird sich wenig Zeit zum Schlafen lassen, um Erkundigungen einzuziehen. Sollte er Sie mit Mißtrauen aufnehmen, so sei es Ihre erste Aufgabe, dasselbe zu beseitigen. Er muß in Sie unbedingtes Vertrauen setzen.

Sprechen Sie ihm von seinen Besitzungen, schlagen Sie ihm eine Jagd vor."

„Aber wenn er nach Hause schriebe," unterbrach Leon.

„Man muß ihm keine Zeit zum Schreiben lassen. Ueberdies könnte ja der Intendant des wirklichen Grafen Leon nicht wissen, ob Dieser nicht auf dem Rückwege begriffen sei. Um sich davon zu überzeugen, müßte er erst nach Amerika schreiben, und dies erfordert mehr Zeit als wir zu der ganzen Geschichte brauchen." —

„Darf ich fragen zu welcher Geschichte?" sagte Leon, gleichsam mit einer schüchternen Entschiedenheit, wenn dieser Ausdruck gestattet werden kann. —

Diese Frage bewirkte, daß sich sämmtliche Blicke der Anwesenden auf den jungen Mann richteten. Der Chef prüfte ihn mit seinen hellen, scharfen Augen wohl zwei Minuten lang, der Bucklige und der Behäbige lächelten, und Oberthal schien nicht genug Verwunderung über die Kühnheit des jungen Fragers äußern zu können.

„Als Sie mir vor acht Tagen Ihre Dienste anboten," bemerkte der Lange, „sagten Sie mir: Sie können über mich verfügen, wie Sie wollen, ich verschreibe Ihnen Leib und Seele, wenn es Ihnen gefällt — nur keine Misère mehr. Ich fand für gut, Ihrem Elende auf der Stelle abzuhelfen, ohne Ihre Dienste zu beanspruchen. Dies ist erst seit gestern geschehen. Seit gestern sind

Sie in unsere Gesellschaft eingetreten, seit gestern sind Sie Mitglied derselben.“ —

„Eben weil ich Mitglied Ihrer Gesellschaft bin, möchte ich diese selbst etwas näher kennen lernen,“ bemerkte Leon. „Seit gestern bin ich thätig, ohne zu wissen warum, weßhalb, zu welchem Zwecke.“

„Zu welchem Zwecke?“ wiederholte der Chef lächelnd. „Seit acht Tagen leben Sie wie ein Kavalier — ist das nicht Zweck genug?“

„Allerdings,“ entgegnete Leon lebhaft, „vollkommen, und ich bin weit entfernt, diesen Zweck in irgend einer Beziehung alteriren zu wollen. Verstehen Sie mich recht, Sie haben mir Vertrauen bewiesen, ohne gewiß zu sein, ob ich dasselbe nicht mißbrauchen werde. Und eben weil Sie dies gethan haben, möchte ich, daß Sie nicht auf halbem Wege stehen blieben. Vertrauen fordert Vertrauen. Ueberdies — bin ich von Allem unterrichtet, so kann ich vielleicht besser Ihr Interesse wahren und auf jeden Fall sicherer auftreten, als wenn ich im Dunkeln tappe und nichts weiter als das Werkzeug vorstellen soll.“ —

Jemand, der während dieser Explication das Gesicht des Langen beobachtet hätte, würde entsetzt gewesen sein über die Veränderung, die darin vorging. Die sonst milden Züge nahmen eine solche Bitterkeit, eine solche

ironische Schärfe an, der Mund lächelte so diabolisch, daß der Bucklige, der dem Langen am nächsten stand und diesen am besten zu kennen glaubte, unwillkürlich seinen Nachbar, den Behäbigen, anstoßen mußte, um ihn auf die in dieser Weise ungewohnte Veränderung der Gesichtszüge des Chefs aufmerksam zu machen.

„Vertrauen fordert Vertrauen," erwiederte der Lange, indem er gleichsam Wort für Wort auf die Waagschale legte. „Sie haben ganz Recht, mein lieber Treignard." Jedoch kaum hatte er den letzteren Namen ausgesprochen, so sank der Jüngling auf seinen Sessel zurück. Aus seinem Gesichte schien alles Leben gewichen zu sein, er starrte zu dem Sprecher hinüber, wie zu einer übernatürlichen Erscheinung.

„Sie sehen," fuhr der Lange mit derselben Gemessenheit, mit demselben Gesichtsausdrucke fort, „ich brauche Ihr Vertrauen nicht, mein lieber Gassapin."

Bei Nennung dieses Namens schauerte der junge Franzose zum zweiten Male zusammen, ohne die Macht zu besitzen, das Auge von dem seines vis-à-vis hinwegzuthun. Jedoch endlich raffte er sich auf. Mit einem Satze war er aus dem Sessel. „Sie sind der Teufel!" rief er aus, indem er sich mehrere Male schüttelte.

„Nehmen Sie einen Tom," sagte Oberthal mit ironischer Freundlichkeit, „das wird Ihnen gut thun." —

„Sie haben Recht," schrie Leon, „schenken Sie ein, und n'en parlons plus."

„Ich glaube, wir können jetzt fortfahren, meinte der Lange mit einer Treuherzigkeit im Tone, die den Buckligen laut lachen machte.

„Bevor ich Ihnen jedoch weitere Instruktionen ertheile, mein lieber Leon," fügte er nach einer Pause hinzu, „werde ich doch in etwas Ihre Neugierde zu befriedigen suchen. Unsere Gesellschaft hat keine weiteren Gesetze, als die, welche die persönliche Sicherheit einem Jeden von uns vorschreibt. Allerdings ist diese Sicherheit eine sehr verschiedene, je nachdem die Verhältnisse, die gesellschaftliche Stellung, die Verbindungen und Bekanntschaften des Einzelnen sind. So leicht es mir ist, Ihre Sicherheit zu gefährden, mein lieber Leon, so schwer dürfte es Ihnen fallen, die des Marquis v. Rainswood anzutasten. Dies der eine Punkt Ihrer Neugierde. Der zweite betraf, wenn ich nicht irre, den Zweck unsers Zusammenseins. Es ist kein anderer, als der, die Privatliebhabereien des Einzelnen zu befriedigen. Sie z. B., mein Lieber, wollen unter allen Umständen genießen; zwar haben Sie diesen Liebhabereien schon ein hübsches Vermögen geopfert, zwar sind Sie ihretwegen schon in einige Konflikte mit der Gesellschaft und deren Gesetzesvertretern gekommen. Aber was thut's? Sie sind jung,

Sie haben noch Geistes- und Lebensfrische genug, um den Kampf auf's Neue aufzunehmen; Sie haben zu viel angeborne Kampfeslust, und auf der andern Seite zu viel Erfahrung, um sich durch kleine Widerwärtigkeiten des Lebens irre machen zu lassen. Ueberdies haben Sie Glück, namentlich bei Frauen. Indeß so vortheilhaft dies auch sein mag, so nachtheilig kann es andrerseits für Sie werden, sobald Sie Ihr Glück bei solchen Frauen erproben, die Mitglieder der Gesellschaft sind. Und deßhalb rathe ich Ihnen Vorsicht an." —

Der Lange hielt einen Augenblick inne, um den Effekt dieser an einigen Stellen, namentlich zum Schlusse, mit besonderer Betonung gesprochenen Worte wahrzunehmen. Er hatte mit Recht vermuthet, daß dieselben Eindruck machen würden, denn der Jüngling fragte verwundert: „Frauen Mitglieder der Gesellschaft?"

„Allerdings," bemerkte der Chef, wir haben im Interesse unserer Association die Theilnahme an derselben dem schönen Geschlecht nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt. Natürlich kann diese in den meisten Fällen nur eine indirekte sein, aber so locker auch das Band sein mag, das irgend eine Dame an unsere Gesellschaft fesselt, so dürfte es dennoch fest genug sein, um jede Anknüpfung Ihrerseits mit dieser Dame, die mehr bezwecken sollte,

6*

als eine bloße Tändelei, zu einer Ihren gegenseitigen Interessen sehr gefährlichen zu stempeln.“ —

Selbst wenn diese Worte ohne alle Betonung gesprochen worden wären, so würde Leon deren Beziehung doch sofort erkannt haben. Sein Bekanntwerden, seine spätere Unterredung mit der Spanierin traten ihm sofort vor die Seele, er fühlte mit der ihm reichlich gegebenen, instinktiven Urtheilskraft, daß der Lange auf den Erfolg, den er bei der Spanierin errungen hatte, ein größeres Gewicht legte, als er zu erkennen geben wollte, er fühlte mit einem Schlage, daß hier der gefürchtete Chef sterblich werden könnte. —

Es versteht sich wohl von selbst, daß diese im Momente gemachten Betrachtungen dem Franzosen eine gewisse Befriedigung gewährten, die sich auf seinem sehr flexiblen Gesichte nur zu rasch wiederspiegelte. „Darf ich mir wohl eine Frage erlauben?“ sagte er nach einer kurzen Pause: „Gehört die Spanierin ebenfalls zur Gesellschaft?“

„Sie ist Ehrenmitglied derselben,“ erwiederte der Lange mit einem unerschütterlichen Ernste.

Der Bucklige, der sich bis dahin hauptsächlich mit der Examinirung des Franzosen beschäftigt hatte, konnte nicht umhin, bei dieser Erklärung des Langen denselben starr anzusehen und dabei jenes feine, geistreiche Lächeln

zu offenbaren, mit dem diese Art Naturen gewöhnlich ihre Approbation zu erkennen geben.

Leon, der, seitdem er fühlte, daß er sich auf einem etwas festeren Boden befand, auch sofort seine gewöhnliche Geistesgegenwart und seinen Scharfblick wieder gewonnen hatte, war natürlich die Bewegung des Buckligen nicht entgangen. Dies gab seinen Gedanken eine neue Richtung, und nachdem er seinen Blick einen Moment auf den beiden Nachbarn des Chefs hatte ruhen lassen, sagte er:

„Darf ich mir wohl noch eine Frage erlauben?“

„Sehr gern,“ erwiederte der Lange, „nur vergessen Sie nicht, daß Sie sobald wie möglich im Hotel Sablonnière sein müssen, und in den letzten 48 Stunden wohl sehr wenig geschlafen haben.“

„Besorgen Sie nichts, mein Herr,“ entgegnete Leon lächelnd, „ein Mensch, der in Paris in einem Jahre eine halbe Million auszugeben wußte, ist an die Entbehrung des Schlafs gewöhnt. Die Frage, die ich mir erlauben wollte, hat einfach folgenden Zweck. Ich bin in der Sitte erzogen worden, den Leuten, mit denen ich zusammen war, mindestens vorgestellt zu sein. Das Letztere ist in Bezug auf Ihre beiden Nachbarn bis jetzt versäumt worden, und Sie würden mich demnach verpflichten —“

„Ich verstehe," unterbrach der Lange. „Diese Herren hier sind meine Freunde — Mr. Dundee, Herr v. Rochuard. Was ihre Gegenwart an diesem Orte betrifft, so werden Sie sich durch dieselben nicht mehr beunruhigt fühlen, wenn Sie erfahren, daß diese beiden Herren im Verein mit mir das Comité der Gesellschaft bilden." —

Der Franzose verbeugte sich. Herr v. Rochuard, der Bucklige, war aufgestanden und erwiederte den Gruß; Mr. Dundee, der Behäbige, erhob sich nur halb und nickte mit dem Kopfe. „Und nun zum Schluß," fuhr Leon mit der ihm eigenen Lebendigkeit halb lachend fort, „da wir doch einmal bei dem Kapitel der Fragen und Antworten sind, so lassen Sie es mich ganz vollenden. Wer sind Sie?" —

„Wen meinen Sie?" fragte der Lange.

„Ich meine Sie selbst, Herr — Comité-Mitglied." —

„Ich bin der Chef der Association, der Marquis v. Rainswood," sagte Dieser, indem er sich erhob, und den kleinen Franzosen auf eine Weise anblickte, daß derselbe die Augen senken mußte.

„So, meine Herren," rief er endlich aus, indem er sich allseitig verbeugte und dabei die echt französische Eleganz der vornehmen Welt entwickelte: „Ich danke Ihnen, Herr Marquis, bestimmen Sie, was ich zu thun habe." —

„Vor allen Dingen vergessen Sie keinen Augenblick, daß Sie den Grafen Leon zu repräsentiren haben, denselben, der Ihrer Salonkenntniß in Paris nicht entgangen sein wird. Sodann, daß es wünschenswerth ist, daß Herr v. Crezy mich mit seinem Besuche in meiner Privatwohnung beehrt. In diesem Falle sagen Sie ihm, Sie wollten meine Adresse ausfindig machen und unterrichten Sie mich davon.“ —

„Wenn aber Herr v. Crezy gleich zu Ihnen will?“ unterbrach Leon.

Der Lange besann sich einen Augenblick. „Dann geben Sie ihm diese Adresse,“ fuhr er fort, indem er ihm seine Karte überreichte. — Auch würde ich es sehr gern sehen, wenn Sie zugleich etwas Näheres über die Thompson's erfahren könnten. Es liegt in unserm Interesse, die Bekanntschaft dieser Familie mit dem Franzosen nicht allzu intim werden zu lassen. Das beste Mittel zu diesem Zwecke wäre, die Tochter an London zu fesseln, und dies, denke ich,“ fügte er lächelnd hinzu, „dürfte Ihnen nicht schwer fallen.“ —

„Die Tochter des Herrn v. Crezy ist doch kein Mitglied der Gesellschaft?“ fragte Leon lachend.

„Nein,“ entgegnete der Chef in demselben Tone, „und auf diesem Felde haben Sie plein pouvoir. Beuten

Sie es nach Ihrem Gutdünken aus. Ueberhaupt brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß eine Verbindung mit uns für Sie durchaus kein Hinderniß sein kann, Ihrem Prinzipe treu zu bleiben, das Leben nach allen Richtungen hin zu genießen. Wir haben im Grunde nichts Anderes gethan, und noch jetzt genießt Jeder von uns das Leben auf seine eigene Art. Selbst Oberthal." —

Bei Nennung dieses Namens richteten sich die Blicke der Anwesenden natürlich auf den, der bezeichnet wurde. Derselbe schlief, oder vielmehr er schnarchte in diesem Augenblicke, gleichsam als Antwort auf die Nennung seines Namens.

„Sie sehen," sagte der Marquis lächelnd, „auch der hat sein Vergnügen für sich." —

Kaum hatte er dies gesagt, so wurde an die Thür geklopft. „Herein!" hieß es. —

Es war der Wirth, der fünf Tassen schwarzen Café's und einige Zwiebäcke brachte. Nachdem er dieselben auf den Tisch gestellt und sich mit der ihm eigenen Grandezza verbeugt hatte, um fortzugehen, rief ihm der Marquis nach: „Was, Graf, Sie sind noch nicht zu Bette?"

Der „Graf" machte eine Art militairischer Schwenkung. „Ich habe den Dienst heute, Herr Marquis," sagte er.

„Es ist gut," erwiederte Dieser, „geben Sie dies Ihrer Kleinen." Dabei warf er ihm ein Geldstück zu, das der Herr „Graf" mit einer solchen Geschicklichkeit aufzufangen wußte, die ein näheres Vertrautsein mit der Beschäftigung der Jongleurs und Escamoteurs vermuthen ließ.

Mochte es das Aroma des Café's sein, oder irgend etwas Anderes, genug, kaum war der Wirth fort, so erwachte Oberthal, rieb sich die Augen und blickte verwundert um sich. Die Lampe war niedergebrannt und die ersten Sonnenstrahlen drangen hinter der Gardine hervor; sie fielen mit ihrer ganzen Allmacht in eine jener Werkstätten menschlichen Geistes, in welchen das zu Tage gefördert wird, was man gesellschaftliche Positionen zu nennen pflegt, etwas, was den meisten Menschen so schwer zugänglich scheint, weil sie eben den Prozeß des Entstehens nicht kennen, sie fielen mit ihrer ganzen Frische auf die verbrauchten Typen, mit denen die civilisirte Gesellschaft ihre Geschichte schreibt.

„Oberthal," sagte der Chef, indem er einen Zwieback in seinen Café tunkte und denselben zu essen begann, „Sie werden dafür Sorge tragen, sich heute im Hotel Sablonnière nicht sehen zu lassen. Ich werde Ihnen sagen, wann Sie Ihre nächste Visite bei Herrn v. Crezy zu machen haben." —

„Haben Sie nichts weiter für mich heute?“ fragte Oberthal, indem er sich erhob. —

„Hier sind zehn Pfund,“ entgegnete ihm der Lange, indem er ihm eine Banknote zuwarf, „sie werden hinreichen, Erkundigungen über Mad. Thompson und deren Sohn einzuziehen. Wenn es nöthig ist, und ich denke, es wird nöthig sein,“ fügte er mit besonderer Betonung hinzu, „so gehen Sie nach Liverpool. Unter allen Umständen aber erwarte ich Sie übermorgen Abend hier, hoffentlich mit besseren Resultaten, als Sie heute geliefert haben.“ —

Der Chef begleitete diese Worte mit einer Verbeugung, zum Zeichen, daß der Baron entlassen war.

„Und Sie, mein lieber Leon,“ fuhr er, zu diesem gewandt, fort, nachdem Oberthal das Zimmer verlassen hatte, „Sie werden Ihren ganzen Scharfsinn, Ihre ganze Liebenswürdigkeit, Ihre glänzenden Talente, denen ich meine volle Anerkennung zolle, aufzubieten haben, um eine der schwierigsten Aufgaben glücklich zu lösen, welche der Association bis jetzt geboten wurden. Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, Ihnen eine so glänzende Gelegenheit zu geben, unsere volle Dankbarkeit zu beanspruchen und kennen zu lernen.“ —

So gewandt und erfahrungsreich Leon auch war, so war er doch zu sehr Franzose, als daß die letzteren

Worte nicht einigen Eindruck auf ihn hervorgebracht hätten. Dieser wurde noch erhöht, als der Lange sein Portefeuille hervorholte, und auf diese Weise fortfuhr: „Es versteht sich wohl von selbst, daß alle Ihre Bedürfnisse fortan von uns zu bestreiten sind. Wir haben demnach beschlossen, Ihnen einen täglichen Gehalt von fünf Pfund auszusetzen. Wir glauben, daß dies vor der Hand genügen wird, die kleinen Extravaganzen, die Ihre Position mit sich bringt, zu befriedigen. Sollten Sie zu Extra-Ausgaben genöthigt sein, so haben Sie nur über unsere Kasse zu verfügen. Da wir es aber nicht passend finden, Ihnen Ihren Gehalt täglich auszuzahlen, und da sie andrerseits in der nächsten Zeit wohl öfters Gelegenheit haben werden, größere Summen auszugeben, so genehmigen Sie hiermit einen kleinen Vorschuß von 100 Pfund.“ —

Mit diesen Worten reichte der Chef dem jungen Franzosen die betreffenden Banknoten hin, die Dieser mit größerer Function entgegennahm, als er sich wohl gestehen mochte, und namentlich, als er sehen lassen wollte. Hatte schon die in Aussicht gestellte volle Dankbarkeit der Association der Drahtzieher ihre Wirkung gethan, wie vielmehr mußte eine à Conto Zahlung von 100 Pfund einen jungen Mann bewegen, dessen Grundwesen das Amüsement, die Genußsucht gleichsam bedang,

und der noch kurz vorher in einer so bedrängten Lage gewesen war, daß er kaum den nöthigsten Ansprüchen des Lebens hatte genügen können. Leon fühlte sich plötzlich ein anderer Mensch, er sah nicht mehr das Damoklesschwert, das ihm in diesem Zimmer, über seinem Kopfe schwebend, gezeigt worden war, er sah nur noch Glück, Freude, Weiber, Wein, Spiel, kurz Das, was er Leben nannte, er glich dem Fische, der kaum dem Netze entronnen, mit einem Male fühlt, daß er wieder in seinem Elemente ist, ohne daran zu denken, daß dieses Netz noch immer über dem Wasser schwebt, und ihn jeden Augenblick auf's Neue fangen kann, Leon hatte mit einem Male seine volle Kraft, seinen Aplomb, seine Sicherheit wieder, und dies mochte auch wohl die Veranlassung sein, die ihn bewog, auszurufen: „Herr Marquis, meine Herren, Graf Leon wird seine Aufgabe zu Ihrer Zufriedenheit zu lösen wissen." —

Damit verließ er das Zimmer. Kaum war es geschehen, so fragte der Lange und zwar in englischer Sprache: „Nun, meine Herren, was sagen Sie?"

„Er ist noch zu jung," meinte Rochuard.

„Er läßt sich nicht berechnen," fügte Dundee hinzu.

„Er ist Genußmensch, er kann uns nicht entgehen," bemerkte der Marquis.

Der Bucklige schüttelte mit dem Kopfe. „Ich habe

während der ganzen Zeit seines Hierseins und der Nacht kaum ein Auge von ihm gelassen," begann er mit der ihm eigenen melodischen Stimme, „das Gefühlsleben scheint nicht ganz in ihm erstorben zu sein. Ich glaube, er ist noch immer eines dummen Streichs fähig."

„Aber ich halte ihn am Bande," versetzte mit einem eisigen Lächeln der Marquis.

„Wir müssen sehr stark sein, um es zu halten, Heinrich," rief Rochuard aus, „sonst könnte vielleicht der Gefangene eines schönen Tages so daran ziehen, daß man ihm nachlaufen müßte." —

Der Lange und der Engländer sahen den Buckligen an.

„Er ist zu jung," wiederholte dieser sinnend, und fügte nach einer kurzen Pause fast träumend hinzu, „er macht zu viel Glück bei Frauen." —

„Er muß streng überwacht werden," meinte der Behäbige, ohne aus seinem natürlichen Phlegma herauszukommen.

„Das sei Ihre Sorge," versetzte der Lange, indem er ihn scharf ansah.

Dundee nickte mit dem Kopfe.

Es trat wieder eine Pause ein. Wer in diesem Augenblicke in die Gedankenwelt der drei Anwesenden hätte eindringen können, würde erstaunt gewesen sein

über die verschiedenartige Thätigkeit, welche darin vorherrschte. Alle Drei waren mit der Kritik des jungen Mannes beschäftigt, welcher soeben das Zimmer verlassen hatte, und diese Kritik führte wie im Fluge ihr eigenes Leben bis in die früheste Zeit an ihrer Seele vorüber. Während es bei Rochuard wild durcheinander wogte, während seine Gedanken Blitzen gleich waren, welche in eine zum großen Theile trübe, dunkle Landschaft hineinfielen, knüpften der Marquis und Dundee, Jeder in seiner Weise, der Letztere mit derselben Indolenz, die er äußerlich bethätigte, Betrachtungen an die Worte an, welche der Bucklige geäußert hatte. Das große, reiche Feld ihrer Erfahrung breitete sich wie mit einem Schlage vor ihnen aus, sie suchten zwischen den Erinnerungszeichen ihrer Erlebnisse nach einer Aehnlichkeit mit dem neuen Vorwurfe, sie dachten an die Möglichkeit einer Täuschung, und vor allen Dingen an die Mittel, derselben zu entgehen. Um im Fluge die Geschichte seines Lebens zu schreiben bedarf es oft nichts weiter, als gezwungen sein, über die eines Andern ein Urtheil zu fällen. —

Der Engländer schien trotz seiner gewöhnlichen Langsamkeit, am schnellsten mit seinem Gedankengange zu Ende gekommen zu sein, vermuthlich, weil er auch hierbei, wie mit Allem, auf echt englische Weise, d. h. praktisch verfuhr. „Ich denke, wir fingen an," sagte er,

indem er vorher seine Pfeife angezündet und einen Tom zu sich genommen hatte.

Der Lange nahm aus der Seitentasche seines Rockes ein Büchelchen hervor und reichte es dem Engländer.

„800 Pfund Netto!“ rief er aus; „das ist weniger als ich dachte!“

„Ist ein bedeutendes Spiel gemacht?“ fragte Rochuard.

„Wäre unser Jäger nicht gewesen, so hätten wir 300 Pfund Verlust,“ meinte der Marquis.

„Wie viel hat er gelassen?“ fragte der Bucklige weiter.

„Circa 1800 Pfund.“

„Die Unkosten sind zu groß,“ meinte kopfschüttelnd der Engländer. „Das ist kein Geschäft,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Wie ich immer gesagt habe, wir beschränken uns zu sehr auf einen Artikel.“

Der Marquis und Rochuard lächelten.

„Haben Sie denn noch immer nicht genug, lieber Dundee?“ fragte der Letztere.

„Genug?“ rief der Engländer. „Wovon sollte ich genug haben? Was kann mir z. B. von den 266 Pfund 13 Sh. 4 Pence übrig bleiben, die diesmal auf mein Antheil fallen? Rechnen Sie die Unterhaltungskosten für eine Woche ab, so bleiben kaum 250 Pfund!“ —

„Freilich, für 250 Pfund läßt sich kaum ein Landseer anschaffen, geschweige denn ein Murillo," meinte Rochuard.

„Und ich muß ihn haben, mir fehlt er in meiner Sammlung!" rief Dundee aus, indem er als Zeichen einer größeren Emotion, als deren er in der Regel fähig war, seine Beine auf die eine Sophaecke warf. —

„Sie sollen ihn haben," sagte der Marquis mit einer außerordentlich milden Stimme. — „Wenn der Coup gelingt, können Sie 20 Murillo's kaufen." —

„Wirklich!" rief der Engländer mit funkelnden Augen, indem er sich die Weste aufriß. — „Wenn er nur nicht weg ist," murmelte er nach einer kurzen Pause, indem er noch einen Tom zu sich nahm.

„Wo ist er denn?" fragte Rochuard.

„Er ist in Paris, eine Hinterlassenschaft Louis Philipp's, und soll jetzt verkauft werden. Ich hab's von meinem Agenten," sagte Dundee mit einer außergewöhnlichen Schnelligkeit.

„Und der Preis?" —

„Er soll 30,000 Francs kosten," rief der Engländer, „Lumpengeld!" —

„Deßhalb haben Sie's wohl nicht, mein lieber Dundee," meinte lächelnd der Bucklige.

„Ich habe nur 600 Pfund, ich dachte, das Uebrige

würde heute einkommen," rief er ärgerlich aus. „266 Pfund 13 Sh. 4 Pence! Wie gesagt, wir müssen das Geschäft ausdehnen." —

Der Marquis und der Bucklige warfen sich bei diesen Worten einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Es fehlen Ihnen also noch ungefähr 400 Pfund?" sagte der Erstere. „Hier sind sie. Wir leihen sie Ihnen gemeinschaftlich, nicht wahr, Albert?" —

Der Bucklige nickte mit dem Kopfe.

Der Engländer nahm mit zitternden Händen das Geld in Empfang. „Ich werde noch heute schreiben!" rief er aus. „A, ich danke Ihnen, wahrlich Sie sind meine besten Freunde!" —

Es mag vielleicht Manchen überraschen, wenn wir sagen, daß dieses Darlehn von Seiten Rochuard's und des Marquis viel mehr auf ein befreundetes Gefühl für den Engländer, auf eine Rührung über dessen naive Kunstleidenschaft, als auf Wahrnehmung von besonderen Interessen begründet war. Der Verfolg dieser Erzählung wird die psychologische Wahrheit dieser Auffassung noch deutlicher in's Licht stellen.

„Sie können sich das Schreiben sparen," sagte der Marquis nach kurzem Sinnen. „Sie können den Kauf persönlich besorgen." —



Der Engländer und der Bucklige sahen den Langen erwartungsvoll an. —

„Ja,“ fuhr Dieser fort, „gehen Sie direct nach Paris und von da ohne allen Aufenthalt nach den Gütern des Herrn v. Crezy und des Grafen Leon. Rochuard, der vor einigen Monaten dort gewesen ist, mag Ihnen die Situation beschreiben. Suchen Sie sich bei dem Geschäftsführer des Herrn v. Crezy zu introduziren. Es ist ein alter Mann, der seinen Herrn noch aus dessen Pariser Wirksamkeit kennt und der Einzige, welcher über seine Familienangelegenheiten genau unterrichtet ist. Es gilt vor allen Dingen zu erfahren, ob der Franzose von hier aus über seine Begegnisse geschrieben hat. Da Sie Engländer sind, und,“ fügte er lächelnd hinzu, „ihn vortrefflich zu repräsentiren wissen, werden Sie schon Manches durch die Fragen erfahren können, die der Geschäftsführer an Sie stellen wird.“ —

„Ich verstehe,“ sagte Dundee. „Es sind Seidenspinnereien, in denen unser Freund sich versuchen will, nicht wahr?“

„Ja, es ist eine neue Geschäftsbranche, die er eröffnet hat, und zu der er großes Vertrauen hegt. Um den mechanischen Theil derselben vollständiger herzustellen, hat man ihn nach England zu locken gewußt.“ —

„Ich verstehe, ich verstehe. Ich werde mit einer

neuen Idee bei dem Herrn Geschäftsführer einrücken," sagte der Engländer halb lachend und seit wenigen Minuten wie umgewandelt.

„Merken Sie, daß Herr v. Crezy geschrieben oder gar telegraphirt hat, so muß ich Wort für Wort den Inhalt wissen," fuhr der Marquis langsam mit einer starken Betonung fort, indem er den Behäbigen scharf ansah. —

„Hm," sagte Dieser. „Wenn es irgend möglich ist," fügte er nach einer Pause leise hinzu, „so soll es besorgt werden." —

„Sobald Sie den Brief oder die Depesche haben, machen Sie eine genaue Abschrift davon und legen das Original wieder an Ort und Stelle." —

„Das ist das Schwierigste bei der Sache," meinte Dundee.

„Sie haben schon Schwierigeres ausgeführt, mein Lieber," versetzte lächelnd der Marquis. „Und auch in dieser Angelegenheit bleibt Ihnen noch Besseres zu thun übrig. Sie müssen mit Herrn van der Ruyten in Verbindung treten." —

„Van der Ruyten, wer ist das?" —

„Das ist der Intendant des Grafen Leon." —

„Ein Holländer?" —

„Ja, und Mitglied der Association." —

„Unserer Association?" rief Dundee aus, „davon weiß ich ja gar nichts!" —

„Sie wissen einerseits, daß das französische Departement unter specieller Contrôle unseres Freundes Rochuard steht, und andererseits, daß der Chef unserer Gesellschaft unbeschränkte Machtvollkommenheit hat."

Der Lange hatte bei diesen Worten Mr. Dundee auf eine besondere Weise angesehen, die an die Härte erinnern können, welche er Oberthal und dem jungen Leon gegenüber angewandt hatte, wenn es nicht in mehr scherzender, wir möchten sagen väterlicher Art geschehen wäre.

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen," rief der Engländer aus. „Ich will auch Nichts wissen, was mich nicht angeht. Also bei Herrn van der Ruyten habe ich mich zu melden?"

„Ja, und zwar mit diesem Ringe, den Sie nur vorzuzeigen brauchen, um von dem Holländer mit der größten Freundlichkeit behandelt zu werden."

Bei diesen Worten zog der Marquis einen Ring von seinem Finger und reichte ihn dem Engländer. „Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen," fuhr er mit einem besonderen Ernste fort, „daß ich den Ring unter allen Umständen wiedersehen muß." —

„Hat er vielleicht etwas von der Gegenwart des Holländers zu fürchten?“ fragte Dundee lächelnd.

„Ja, er hat Ursache, ihm sehr gewogen zu sein,“ meinte der Chef. „Ueberhaupt seien Sie diesem Herrn gegenüber vorsichtig, er ist einer der schlauesten Menschen, die mir vorgekommen sind.“ —

„Ich glaube, in dieser Beziehung —“

„Ich weiß,“ unterbrach der Lange lebhaft, „ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen. Wären Sie nicht ein Starker, so würde ich Ihnen die Mission gewiß nicht anvertrauen.“ —

„Und was für eine ist das?“ fragte der Engländer, wie es schien noch immer etwas piquirt.

„Verlangen Sie die Copie des Briefes zu sehen, den er zuletzt an Graf Leon in New-York geschrieben hat, sowie auch den Brief, und zwar diesen im Original, den der Graf zuletzt an seinen Intendanten adressirt hat.“

„Und wenn er es verweigert?“

„Zeigen Sie nur den Ring, und sagen Sie ihm, daß Sie im Auftrage des Marquis v. Rainswood kommen. Er wird dann Nichts verweigern.“ —

„Woher kann ich wissen, daß er mir die letzten Daten zeigen wird?“ —

„Der Intendant und der Graf schreiben sich gegenseitig ein Mal im Monat. Der letzte Brief aus New-

York muß heute oder morgen eintreffen. Es handelt sich um dieses und das vorletzte Schreiben, das er also vor ungefähr vier Wochen empfangen haben muß."

„Im Falle Graf Leon," fügte er nach kurzem Sinnen hinzu, „in diesem letzten Schreiben, das noch nicht eingetroffen sein muß, weil ich sonst wohl schon den Inhalt kennen würde, seine Abfahrt von New-York nach Europa melden sollte, so telegraphiren Sie sofort. Es versteht sich wohl von selbst, daß, wenn die Briefe zwischen dem Holländer und dem Grafen keinen genauen Zusammenhang nachweisen, dies für uns eine besonders wichtige Nachricht ist." —

„Ich verstehe vollkommen," sagte der Engländer; „der Holländer soll merken, mit wem er's zu thun hat." —

„In seinem letzten Schreiben verlangt der Graf das nöthige Reisegeld, um zurückkehren zu können; nicht wahr?" fragte Rochuard.

„Allerdings," entgegnete der Marquis. „Ruyten mußte ihm auf meine Veranlassung antworten, daß er das Geld erst in vier Wochen schicken könne, indem einige Pächter im Rückstande seien. Sie müssen dies in der Kopie seines Briefes vorfinden, Dundee." —

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete der Engländer, indem er sich erhob und zum letzten Male seinem

Gefährten Old Tom zusprach, „Herr van der Ruyten soll erfahren, wer Mr. Dundee ist.“ —

„Nun, dann präpariren Sie sich für die Reise. In spätestens zwei Stunden, hoffe ich, sind Sie auf der Eisenbahn nach Dover, und in drei Tagen muß ich Sie wieder hier sehen.“ —

„Kommen Sie vorher noch bei mir vor,“ sagte Rochuard, „um die Marschroute und einige Personalinstructionen in Empfang zu nehmen.“

Der Engländer nahm als Erwiederung die Hand des Langen und schüttelte sie stark, desgleichen die Rochuard's und empfahl sich.

Der Letztere sah ihm gedankenvoll nach; dann stützte er seinen Kopf oder richtiger sein Gesicht in seine Hand, und verlor sich in ein tiefes Sinnen. —

Der Marquis sah auf ihn halb lächelnd, halb theilnehmend herab.

„Nun, Albert!“ sagte er nach einer Pause in deutscher Sprache.

Dieser blieb in derselben Stellung. „Er hat lange Zeit mit ihr gesprochen,“ murmelte er.

„A, ist es das!“ rief lächelnd der Marquis. „Noch immer die alte Leidenschaft oder gar Eifersucht?“ —

Rochuard sah auf. Seine schönen Gesichtszüge spiegelten eine unendliche Bitterkeit wieder, seine Augen

blitzten oder vielmehr sprüheten das Feuer der Verachtung. „Leidenschaft! Eifersucht!" rief er mit einer vor Aufregung vibrirenden Stimme. Kann der Bucklige auch ein Herz haben? Kann er wissen, was Liebe ist? Kann er das Bedürfniß empfinden, Jemanden sein nennen zu wollen, auf den einzigen Gegenstand seiner Wünsche, auf das Ziel seiner Sehnsucht alle Gefühle, alle Glückseligkeiten zu concentriren, über die er vermöge seiner Stellung und seiner Kenntnisse gebieten kann? Was weiß ein Buckliger von einem Weibe, von seiner Schönheit! Der Bucklige ist dem Weibe gegenüber so ein ungezogener Junge, der darein reden will, wenn der Papa Gesellschaft hat. Die Einen finden es lächerlich, die Andern indecent." —

Rochuard war bei diesen Worten aufgesprungen und maß mit großen Schritten das Zimmer. Jetzt, da er sich bewegt, und überdies das Sonnenlicht mit seiner ganzen Fülle auf ihn fällt, erhalten die von ihm soeben ausgesprochenen Worte schon einen größeren Sinn. In der That, Rochuard glich einem Jungen, und noch dazu einem sehr kleinen, er mochte kaum vier Fuß hoch sein. Wie es häufig bei Buckligen der Fall ist, so war auch bei ihm der Unterkörper, namentlich was seine Beine anbetraf, höchst dünn und spindelartig, die Füße von einer ausnehmenden Kleinheit und Eleganz, die

Brust dagegen breit, man hätte sagen können, imposant, wäre nicht der kolossale Vorsprung gewesen, der gleich einem Berge darauf lastete, und in Verbindung mit dem formidablen Höcker dem armen Manne schon des Gewichts halber viel zu schaffen geben mochte. Und auf solchem Körper ruhte einer der schönsten Mannesköpfe, welche die Gesellschaft in der Regel als solche anzuerkennen pflegt. Starkes, schwarzes Haar, schlicht gescheitelt, mit Geschmack arrangirt, ein voller, runder Backenbart, Augen, wie schon erwähnt, von außergewöhnlichem Feuer, Nase und Mund im vollendeten Ebenmaß. Die Stirn breit, etwas gebräunt, dabei der Zug einer ausnehmenden Milde, einer Innigkeit, einer geistigen Ueberlegenheit über das ganze Gesicht gebreitet — das war der Kopf des armen Buckligen. Derselbe war eigenthümlicherweise nicht zwischen die Schultern geklemmt, wie man es oft bei Buckligen sieht, nein, er bewegte sich frei und wahrhaft graziös auf einem zierlichen dünnen Halse, wodurch die Schönheit und der Eindruck des Gesichts noch erhöht wurden.

Der Marquis sah einen Augenblick dem Buckligen zu. „Es ist Zeit," sagte er dann mit einer halb lächelnden, halb ernsten Miene, „daß wir Paquita verheirathen." —

„Ja, meinetwegen," fiel rasch Rochuard ein, „der

Herzog mag sie haben. Wäre es auch nur," fügte er bitter hinzu, „damit Dundee seine Collection todter Menschengebilde vergrößern könne." —

„Du ziehst die lebendigen vor," meinte lächelnd der Marquis. —

„Ja, aber nur dann," rief Rochuard aus, „wenn sie wirklich etwas Menschliches haben, wenn sie sich nicht durch die rohesten Vorurtheile und Sinnlichkeitsorgane leiten lassen. Sie ist wie jede andere," fügte er leise und bitter hinzu." —

„Ich glaube, mein Lieber, Du siehst, wie alle Verliebte, Gespenster!" versetzte lachend sein Freund.

„Verliebt?" wiederholte der Kleine mit bitterem Lächeln. „Du solltest doch besser wissen, was mein Verliebtsein zu bedeuten hat. Ich kenne nur Eins, was mich fesseln kann, das ist die Schönheit und das Ebenmaß menschlicher und zugleich die Verachtung gesellschaftlicher Formen oder richtiger Vorurtheile. Paquita hatte beides, und deßhalb war sie mir lieb, und deßhalb weilte ich gern in ihrer Nähe; aber heute habe ich gesehen, daß der erste beste Springinsfeld genügt, um die sarkastische, geniale Paquita zu einem zahmen, gewöhnlichen Frauenzimmer zu machen." —

Der Lange schüttelte mit dem Kopfe. „Was wirst Du heute beginnen?" fragte er nach einer Pause.

„Ich werde mich mit dem Herrn Leon beschäftigen," sagte er mit einem unheimlichen Lächeln.

„Immerhin," meinte der Chef; „Dundee ist nicht hier, und ich habe noch sehr viel zu thun."

Kaum hatte er dies gesagt, so wurde wieder an die Thür geklopft, und zwar in derselben eigenthümlichen Weise wie das erste Mal.

Der Lange sah nach seiner Uhr. „Halb acht!" murmelte er. Dann rief er: „Herein!"

Es war wieder der „Graf", diesmal mit einem Briefe.

Der Lange sah auf die Aufschrift und erbrach ihn dann rasch.

„Wer hat das Schreiben gebracht?" fragte er.

„Ein alter Mann, ich kenne ihn nicht. Er ist noch unten." —

„Lassen Sie ihn heraufkommen." — „Rochuard! trete einen Augenblick bei Seite. Es ist besser, er sieht Dich nicht," sagte rasch der Chef.

Der Bucklige kauerte sich hinter dem Sopha, so daß er jedem Eintretenden verborgen bleiben mußte." —

Gleich darauf erschien ein alter Mann mit greisem Barte und Kopfhaar von respektablem Aeußern.

„Was, Sie sind's, Mr. Kirk?" sagte der Lange auf Englisch, als er den Alten erblickte.

„Ja," entgegnete der Letztere mit einer sehr jugend-

lichen Stimme. „Ich muß gleich von hier in diesem Kostüm an die Arbeit, deßhalb konnte ich mich nicht erst umkleiden.“

„Sie wollen Antwort haben?“

Der Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich werde nicht persönlich kommen können, aber binnen zwei Stunden meinen Plan schriftlich einsenden.“

Während der Lange dies sagte, zog er einen Souverain aus seiner Westentasche.

„Hier,“ meinte er, „etwas für den Weg.“

Kaum war der Alte fort, so kroch Rochuard aus seinem Verstecke hervor.

„Etwas für uns, Heinrich?“ fragte er, indem er diesen lange ansah.

„Nein, meine Polizeisachen, mein Bester. Sie brauchen mich einmal wieder,“ fügte er lächelnd hinzu.

Der Kleine konnte nicht umhin zu lachen. „Wahrhaftig,“ meinte er, „Chef der geheimen Polizei und Chef der Drahtzieher, das kann nur Einer zu Stande bringen.“

„Und zwar der Marquis v. Rainswood,“ fügte in demselben Tone der Lange hinzu, indem er in Begleitung Rochuard's das Zimmer verließ, um sich gleich Diesem in seine Wohnung, d. h. zur Ruhe zu begeben. —

Viertes Kapitel.

Von den wenigen Stadttheilen London's, in welchen die Luft sich durch eine größere Reinheit und Frische auszeichnet, dürfte der, welcher Brompton heißt, den ersten Platz einnehmen. Von Parks und Ländereien umschlossen, außer dem Bereiche der industriellen Thätigkeit und des Fabrikverkehrs, von Gärten und freien Plätzen durchschnitten, ist er von den Aerzten dazu ausersehen, für diejenigen ihrer Kranken einen Zufluchtsort zu bilden, denen sie nichts weiter verschreiben können, als eben eine Luftveränderung, und zwar eine im Bereiche London's selbst. Daher treffen wir denn auch in diesem Stadttheile das große Krankenhaus für Schwindsüchtige und eine solche Zahl von Aerzten, Apothekern und Quacksalbern aller Art, daß dem Spaziergänger an diesem Orte die Vermuthung kommen muß, jeder Bewohner habe seinen Heilkünstler für sich. Jedoch nicht bloß die Kranken, die Unheilbaren, die, welche sich an die Steinkohlen- und Menschenausdünstungen der City und des mittleren Theils von Westend nun einmal nicht gewöhnen können, finden in diesem Viertel einen ihrer Natur

und ihrem Gesundheitszustande mehr entsprechenden Wohnsitz, sondern auch eine kleine Anzahl von Rentiers niedrigen Grades, Musikern, Loretten und solchen Leuten, die man räthselhafte Existenzen nennen muß.

Brompton könnte, was einzelne Straßen anbetrifft, das bekannte, in der Phantasie existirende, dreizehnte Arondissement von Paris repräsentiren, nur daß die Ehemänner keine lustigen Studenten, sondern ehrbare Kaufleute aus der City sind. Hier üben sich die jungen Zöglinge des Gottes Merkur und Erben alter Handlungsfirmen darin, sich für die wirkliche Ehe auszubilden, hier kommt es vor, daß sehr respectable Familien, welche schon seit zehn und funfzehn Jahren und länger die Achtung des ganzen Viertels genießen, in ihrem Chef nichts weiter als so einen alten Sünder besitzen, welcher den Beweis liefert, daß eins der wesentlichen Elemente der mohamedanischen Religion sich recht gut mit der Aufrechthaltung der englischen Staatskirche verträgt. Hier treffen wir auch jene Frauen, welche in der Gesellschaft den Namen „junge Wittwen" führen, und hier endlich finden wir Paquita.

Sie wohnt am äußersten Ende Brompton's, in einem jener Häuser, die schon in ihrem Aeußern das sogenannte Herrenhaus verrathen, selbst wenn nicht über dem Thore eine Mauerschrift geprangt hätte, nämlich:

„Rowhill-house.“ Eine Eingangspforte, groß genug, eine Staatskutsche durch zu lassen, breiter Hofplatz, das Haus selbst mit einem mächtigen Portale und breiten, continentalen Fenstern versehen, daneben die Remise, dahinter der Garten. Alles dies durfte natürlich nicht fehlen.

Wie das Aeußere, so das Innere. Alle Sorten Rooms waren vertreten. „Drawing-room“ (Salon) „sitting-room“ (Gesellschaftszimmer), „bal-room“ (Ballsaal), „bed-room“ (Schlafzimmer), „billard-room“ (Billardzimmer), „bath-room“ (Badezimmer), „dining-room“ (Eßsaal) und in dem obersten und untersten Stockwerke, resp. Küchenreviere, verschiedene Bedienten-Rooms.

Man sieht, hier ist Platz genug für mehrere Familien, und doch wohnt nur ein einzelnes junges Mädchen in dem Hause, oder eine einzelne junge Wittwe, denn Paquita ist für ihre Untergebenen und die „honetten“ Nachbarn Lady Rochburn, die junge Wittwe eines in Indien verstorbenen Obristen der brittischen Armee. Lady Rochburn genießt natürlich die Achtung des ganzen Viertels. Sie bezahlt pünktlich ihre Miethe und Taxen, läßt weder beim Bäcker und Schlachter, noch bei der Wäscherin und in den Delikatessenhandlungen etwas im Buche stehen, was doch sonst nicht bloß bei jungen Wittwen, sondern bei hohen Herrschaften

überhaupt ziemlich oft vorkommt, sie nimmt sogar ihre Kleider und Hüte nicht auf Credit, und hat, was viel sagen will, nicht einen einzigen Pfennig Schulden beim Weinhändler, trotzdem daß ihre Freunde, zu denen auch ihr butler (Mundschenk) gehört, von allen Sorten jenes feurigen Wassers, Wein genannt, ein Erkleckliches allwöchentlich zu sich nehmen. Zwar findet man es etwas sonderbar, „extravagant," daß die junge Wittwe sehr oft Gesellschaften giebt und entsetzlich viele Herren bei sich sieht, aber, fügt man beruhigend hinzu, erstlich ist sie eine Fremde, die sich nicht an unsere Sitten gewöhnen kann, und dann steht sie ja auch unter dem Schutze ihrer Cousins. Lady Rochburn hat natürlich, wie alle jungen Wittwen, wie so viele den höchsten Ständen angehörende alte und junge Frauen, ihre Vettern, zwar in beträchtlicher Anzahl, aber doch nicht die übersteigend, die eine zur englischen Gesellschaft gehörende Dame haben kann. Es wäre nun für Paquita sehr leicht gewesen, außer diesen „Nothwendigkeiten" auch noch eine dame d'honneur, Gesellschafterin, eine jener alten Matronen zu halten, deren ehrwürdiges Aeußere dazu bestimmt ist, das Gewissen der Gesellschaft zu beschwichtigen, aber Paquita war von jeher gewohnt gewesen, nur das zu thun, was ihr gefiel, und nichts war ihrer Natur mehr zuwider, als eine, wenn auch nur scheinbare

Aufsicht über und neben sich zu dulden. Es war schon genug Concession an die Sitte des Landes, Lady Rochburn zu sein, und sie begriff nicht, wie man von Jemandem verlangen könne, daß er sich ohne irgend einen Nutzen, entweder für sich oder für Andere, Zwangsmaßregeln auferlegen solle. Ja, wenn irgend Einer dadurch glücklich gemacht werden könnte, dann würde sie sich gleich dazu verstehen; denn Paquita ist gut, sie haßt das Unglück wie die Häßlichkeit, und Keine dürfte schneller bereit sein, Beides in Glück und Schönheit umzuwandeln, als sie, vorausgesetzt, daß es in ihrer Macht stände. Und wo sie es nicht kann, da fühlt sie sich unglücklich, da sucht sie nicht zu weilen, da treibt es sie unwillkürlich fort. —

Es darf bei einem solchen Naturell nicht überraschen, wenn wir sagen, daß Lady Rochburn von den Armen ihres Viertels als ihre Vorsehung anerkannt wurde, daß sogar die Frau Basen in der Nachbarschaft nicht umhin konnten, sie ein gutes Kind zu nennen. Freilich waren dies nicht die einzigen Bezeichnungen, die ihr zu Theil wurden. Der „Engel" war im Munde der jungen Welt etwas Gewöhnliches, wenn von der Besitzerin von Rowhill-house die Rede war, eine Benennung, welche die, die nur Paquita kannten, in den „liebenswürdigen Satan" umzuwandeln wußten. Die Alten nannten sie

ein tüchtiges Weib, vermuthlich, weil sie ihre lüsternen Blicke auszuhalten wußte, die Poeten, die hoffnungsvollen, die literarische Welt, die auch am äußersten Ende Brompton's ihre Vertreter findet, machte in ihren Notizbüchern Commentare über den Seraph von Rowhill-house, und der Herzog v. **., der, seinen häufigen Besuchen nach zu schließen, am kompetentesten sein mußte, ein Urtheil zu fällen, meinte, „sie hätte den Teufel im Leibe." Der edle Herzog meint es sogar noch in diesem Augenblicke, wo er vergebens dem Intendanten von Rowhill-house begreiflich zu machen sucht, daß er seine Gebieterin sprechen müsse.

„Sie schläft noch, Excellenz," ist die unveränderliche Antwort auf alle Versuche des Herzogs, vorgelassen zu werden.

„Nun wohl, so geben Sie meine Karte."

Der Herzog geht, um den folgenden Tag zu einer gelegeneren Zeit wiederzukommen.

Also Paquita schläft noch, trotzdem, daß die Sonne schon hoch am Himmel steht? Die Sache verhält sich nicht ganz so. Allerdings ist sie noch in ihrem Schlafzimmer, aber bereits seit einer halben Stunde hat sie das Bett verlassen, und ist gerade jetzt beschäftigt, die letzte Hand an ihre Morgentoilette zu legen. Wenn sie nun auch den Herzog v. C. nicht vorläßt, so wird sie

doch gegen den geneigten Leser und uns weniger hart sein, zumal wenn sie erfährt, daß wir es zur psychologischen Beurtheilung nöthig erachten, das Schlafzimmer einer Paquita kennen zu lernen.

Wenn das junge Mädchen auch in Betreff der häuslichen Einrichtungen und Anordnungen in Rowhill-house überall Lady Rochburn war, in einem Raume blieb sie ihrer Natur treu, in einem war sie nichts und wollte sie nichts Anderes sein, als Paquita, und dieser eine Raum war eben ihr Schlafzimmer. Hier entfaltete sie, wie die meisten Frauen an einem solchen Orte, ihren Charakter, ihr ganzes Wesen in dem kleinsten seiner Details, in allen seinen Falten, hier konnte der Beobachter aus der Lage, der ganzen Anordnung, der Dekoration im Einzelnen wie im Allgemeinen, die volle Persönlichkeit herauslesen. Jedes einzelne Stück war gleichsam das Kapitel eines Buches, auf dem Titelblatte die Büste der Verfasserin selbst, die in diesem Raume als eine meisterhafte Schöpfung der Bildhauerkunst ebenfalls ihren Platz gefunden hatte. Wer die einzelnen Stücke durchgesehen, wer alle Kapitel gelesen und zuletzt seinem prüfungsvollen Blicke die in Mormor gegossene Statuette der Verfasserin vorgeführt hatte, der mußte ein sicheres Urtheil über die Letztere haben, und fügen wir gleich hinzu ein wohlthuendes.

Das Schlafzimmer Paquita's war in zwei Hälften getheilt, die vordere grenzte an den Vorplatz des Hauses, die hintere an den Garten. Das durchströmende Tageslicht war von beiden Seiten durch Laubwerk aufgefangen, das an den Wänden hinaufrankte, und im Frühling die herrlichsten Blüthen und Blumen trieb, aber von jenen blassen, lilaartigen Farben, die, erinnert man sich der englischen Gärten mit ihrem geschmacklosen, krassen Farbengemisch, im Allgemeinen nichts weniger, als national genannt werden konnten. Wenn der Herbst kam und die Blumen und Blätter abfielen, oder diese letzteren doch an Frische verloren, dann wurde nach vorn und hinten eine Art Terrasse hinaus gebaut, auf welcher unter einem Fensterdache zarte Treibhauspflanzen die freiwilligen Gaben der Natur künstlich ersetzen mußten. Paquita liebte den Duft der Blumen, das Kleid der Natur in seinem frischesten Schmucke, sie fand darin das meiste Verständniß, die meiste Uebereinstimmung mit sich selbst. Und daher fühlte sie sich auch nur im Frühling vollkommen wohl. Dann konnte sie freudig aufathmen, dann konnte sie lächeln, ja selbst lachen, dann konnte sie sich in dem Garten, gleich einem Kinde herumtummeln, sich in das Gras werfen neben einem Blumenbeete und stundenlang den Duft der ersten Naturgaben einathmen. Aber sowie der Sommer kam, glänzte ihr Auge weni-

ger frisch und lebendig, die Elasticität ihres Körpers verlor sich, ihre Ausgelassenheit machte einer Art melancholischen Sinnens und Träumens Platz. Wenn sie aber ausgelassen war, so geschah es nicht mehr mit jener an den Reizen der Natur sich entwickelnden, künstlerischen Unbefangenheit, es war nicht mehr das natürliche Sichgehenlassen, dem sie sich hingab, sondern vielmehr das Resultat einer quälenden Stimmung, die sich um jeden Preis Luft machen will. Paquita fühlte sich im Sommer ebensowenig an ihrem Platze, als eine junge Balldame, die im Laufe des Abends einen Blick auf ihre schon bestaubte und zerknickte Toilette wirft. Nur der Schmuck der Jugend-Frische und Schönheit konnte sie lebendig und heiter erhalten, bereitete ihr eine Quelle wirklicher, anregender Genüsse, und daher vermied sie den Winter mit demselben Frösteln der Unbehaglichkeit, wie das Alter. Wäre es allein auf sie angekommen, so hätte sie ihre Umgebung in einen ewigen Frühling verwandelt, zwar mit der größten Mannigfaltigkeit des Blühens und Keimens ausgestattet, aber Alles, Natur und Mensch, nichts als Blüthe und Erwartung athmend. Aber leider werden die speziellen Wünsche einer Individualität in den meisten Fällen nicht berücksichtigt, und blieb auch Paquita nichts Anderes übrig, als ihre Natur, ihre Neigungen mit der Wirklichkeit, mit dem

für sie Erreichbaren in Einklang zu bringen. Deßhalb griff sie zur Kunst, und wenn der Winter kam, und Verhältnisse zwangen sie, nicht nach Spanien oder Italien zu gehen, sondern in London zu bleiben, dann mußte die Kunst Italien und Spanien, den Frühling und die Blüthen, dann mußte ihr eigener Heerd, und vor Allem der Theil in ihrem Hause, den sie den Blicken einer profanen Welt entziehen konnte, das gewünschte Eldorado ersetzen. Und auf diese Weise läßt sich die eigenthümliche, phantastische, wenn man will, wunderbare Welt erklären, in welche Paquita ihr Schlafzimmer zu verwandeln gewußt hatte. Nur so haben wir einen Schlüssel zu diesem phantastischen Ruhebette, das in Form eines vergoldeten Schwanes die eine Nische des Zimmers einnimmt, und zu dieser prachtvollen Marmortoilette, die, dem Bette gegenüber, amphitheatralisch in der obersten Spitze einen ovalen, in Goldrahmen gefaßten Spiegel zeigt, auf der mittleren Stufe vier große, in Marmor von blaßgelber und blauer Farbe ausgehauene Becher, in denen köstliche Essenzen aufbewahrt sind, sowie eine Unzahl Toilettegegenstände in mehr oder weniger künstlerischen Formen vom feinsten Porzellan, und endlich nach unten eine Art Springbrunnen, der sich bald zu einem Waschbecken verengen, bald zu einer förmlichen Badewanne erweitern kann. Zu beiden Seiten dieser

Toilette befanden sich Blumenkörbe, aus denen prachtvolle Pflanzen gleichsam emporschossen, und oberhalb jener in einander rankten, so daß sie für Paquita eine Art Baldachin bildeten, unter dessen balsamischem Schutze sie den wichtigen Akt des Ankleidens beginnen und vollenden konnte. An beiden Seiten des Kamins fanden sich zwei große chinesische Vasen, ebenfalls mit Blumengewächsen angefüllt, und zwar so hoch, daß sie den über dem Sims hängenden Spiegel zum Theil beschatten konnten. Auf dem Kaminsims selbst war als einzige Verzierung im Gegensatze zu der in englischen Zimmern üblichen Ueberladung dieses Ornaments eine Pendüle von weißem Alabaster angebracht. — Betrachten wir nun noch die Madonna mit dem Kinde, welche an der Seite des Bettes hing, und von der Dundee, welcher ihr dieselbe besorgt hatte, sagte, sie sei zu schön, als daß sie nicht einen Murillo zum Schöpfer haben müßte, etwas, was der Besitzerin selbst sehr gleichgültig war, so haben wir das vollständige Schlafzimmer Paquita's. Aber freilich nur den einen Theil derselben, den andern, das Boudoir genannt, und von jenem nur durch eine schwere Damastdraperie getrennt, bleibt unserer Kenntnißnahme noch übrig.

Das Boudoir war der eigentliche Ruhepunkt Paquita's. Hier gestaltete sie, sinnend und träumend, was

sich auf dem Grunde ihrer Seele bewegte, hier dichtete sie für sich in wunderbaren Formen ihr Innerstes und Eigenstes, hier, den Blick über den weichen Rasenteppich gleiten lassend, der sich unter ihrem Fenster ausdehnte, auf einem weichen Divan gebettet, umgeben von den Gebilden der Kunst, die ihr alle gleichsam Leben und Gedeihen zulächelten, das Gesicht umfächelt von den Düften, welche die rundum an den Wänden rankenden Blumen und Pflanzen ausströmten; hier athmete sie auf, hier fühlte sie sich frei, hier überließ sie sich ihrem Naturell in allen seinen Wünschen und Forderungen, hier flocht sie, mindestens träumend, die Realisirung aller Ansprüche, welche sie an das Leben stellte, zu einem künstlerischen Kranze. Ach, und dieser Ansprüche waren viele; mehr als gewöhnliche Menschenkinder sich träumen lassen. Paquita war noch lange nicht befriedigt, wenn sie sich in ihrem Boudoir von Allem umgeben sah, was künstlerisch ausgebildete Sinne von einer mächtigen Civilisation fordern können. So wohlthuend und angenehm auch für Manchen der Eintritt in dieses Boudoir einer Emanzipirten sein mochte, so sehr er sich überrascht fühlen mußte von dem unverkennbaren Verweilen der Genien der Kunst, welche ihm aus den Statuen entgegenleuchteten, die in jeder Ecke des Boudoirs eine Göttin des griechischen Alterthums repräsentirten, mit

Ausnahme einer einzigen, in welcher in außerordentlicher Vollendung und Abrundung Paquita selbst durch den Meißel verewigt erschien, von der üppigen Pflanzenwelt, die das ganze Zimmer zu einer Art Laube gestaltete, von all' jenen zierlichen Gebilden einer vorgeschrittenen Industrie, die unter dem Namen Nippsachen in den Salons und Boudoirs der vornehmen Welt das glänzendste Zeugniß ihrer Geschmacklosigkeit geben müssen, und hier in der Ausführung wie Aufstellung einem künstlerischen Maße unterworfen waren; so sehr der Fremde an diesem Orte sich von einem poetischen Gaukelspiele seiner Phantasie umstrickt wähnen, so wunderbar namentlich das poetische Gemüth bei einem längeren Verweilen in diesem Haine lieblicher Kunstgebilde ergriffen sein mußte, so gern vielleicht manche gleichfühlende Seele sich durch den Aufenthalt an einem solchen Orte vollständig befriedigt geglaubt hätte — so war dennoch die Besitzerin all' des Vorhergenannten nicht glücklich. Sie fühlte sich nur halb befriedigt, sie dachte sich das Leben noch anders, vor allen Dingen mittheilender. Was nützte es ihr, daß sie sich eine todte Umgebung nach ihrem Geschmacke geschaffen hatte? Sie wollte nicht bloß verstehen, sie wollte auch verstanden sein, sie wollte nicht bloß Leben einflößen, sie wollte auch Leben empfangen, warmes, sprudelndes Leben.

Sie wollte den Pulsschlag einer gleichen Seele fühlen, wie die ihrige, noch mehr, sie wollte das Mächtige, Hohe in einem Menschen kennen und lieben lernen, sie wollte nicht mehr herrschen, sie wollte beherrscht sein. — Es ging Paquita, wie es so vielen begabten Frauen geht, die trotzdem, daß sie die Männerwelt verachten gelernt haben, doch den Glauben daran noch nicht aufgeben können. Die traurigen Erfahrungen, die sie bis jetzt gemacht hatte, dienten nur dazu, die Sehnsucht nach etwas Anderm, Neuem stärker und stärker werden zu lassen; waren ihr bis jetzt nur Männer vorgekommen, die zum großen Theile nichts weiter, als ihre Stellung und ihren Reichthum, in den seltensten Fällen eine interessante Persönlichkeit geltend machen konnten, so mußte sie mit ihren zarten Gefühlsnerven, mit ihren durch und durch jugendlichen Anschauungen, mit der Kraft eines noch frischen Herzens um so mehr das Bedürfniß eines männlichen Wesens empfinden, in welchem dieses frische und trotz Allem noch unverdorbene Herz seine volle Befriedigung finden konnte. —

Viele unserer Leser werden nun von dem frischen Herzen einer Paquita nichts wissen wollen; aber die Psychologen, Diejenigen, die nicht vergessen, daß aus dem Miste oft eine Rose erblüht, zwar von ihrer Umgebung angepestet, aber doch den vollen Schmuck der

Blume bewahrend, werden auch dem Herzen und dem Wesen unserer Spanierin Anerkennung oder besser Berechtigung zugestehen. Paquita war eben eine solche Rose, von der kalten, fremden Hand einer korrumpirten Gesellschaft in einen ihrer Natur und ihrem Wesen gewiß nicht zusagenden Boden gepflanzt, mit derselben Sorgfalt behandelt, wie etwa das Kind von seiner rohen Stiefmutter behandelt werden würde. Sie hatte sich eines Tages in Madrid von Allem verlassen gefunden, ohne noch ihr achtes Jahr erreicht zu haben. Ihr Vater, ein so armer Mann, daß er die nothwendigsten Bedürfnisse kaum für sich befriedigen konnte, geschweige denn für sein Kind, und von dem sie nichts wußte, als daß er sie dann und wann in's Theater auf die Bühne führte, wo sie schöne Kleider tragen durfte und mit Kuchen regalirt wurde, mußte endlich einer langen, schweren Krankheit unterliegen. Paquita stand allein. Sie stieg in die Straßen hinab und existirte, wie tausende jener Menschenwürmer in dieser besten aller Welten, denen die Gesellschaft zuruft: „Ihr habt das unleugbare Recht zu leben, aber es muß nur nicht auf unsere Kosten geschehen!"

Ob auch Paquita versuchte, dies möglich zu machen, wissen wir nicht, nur so viel, sie wurde bald ihrer unglücklichen Lage entrissen. Eines Tages, als sie ihren

gewöhnlichen Platz in der Puerta del Sol einnahm und wie immer, mit ihren großen, sinnenden Augen die Vorübergehenden angeschaut hatte, trat ein kleiner, verwachsener Mann an sie heran. Sie hatte ihn anfänglich nicht gesehen, und als sie daher plötzlich diese abschreckende Figur vor sich erblickte, schauerte sie zusammen und wollte fortlaufen. Aber der kleine Mann hielt sie fest und sprach in einer so merkwürdig sanften, melodischen Stimme zu ihr, daß sie davon wie festgezaubert wurde, und nicht umhin konnte, ihren Blick auf ihn zu richten. Und als sie nun sein ausdrucksvolles, schönes Antlitz sah, sein Auge, das so freundlich auf ihr ruhete, das mit seinem ungewöhnlichen Feuer bis zu ihrem Herzen drang, da war alle Furcht verschwunden, da ließ sie sich ruhig von ihm in seine Wohnung führen, und blieb bei ihm, wie sie bei ihrem Vater geblieben sein würde. —

Der fremde Mann war natürlich kein Anderer, als unser Rochuard, der sich damals in Madrid aufhielt, und mit seinem ungewöhnlichen Scharfblicke die ganze Natur des Mädchens sofort erkannte. Je länger er dasselbe bei sich hatte, je mehr das Kind sich zur Jungfrau entwickelte, desto tieferen Eindruck machte es auf ihn, desto mehr fühlte er, für den nur das Schöne noch Leben und Werth hatte, sich zu ihm hingezogen, desto inniger wurde das Band, das ihn an dasselbe fesselte.

Aber je mehr sich die Natur des Mädchens entwickelte, je mehr Rochuard das Extravagante derselben erkannte, desto besorgter blickte er auf die Zukunft. Er fühlte nur zu gut, dieses Mädchen sei nur durch Außerordentliches zu befriedigen. Das Wenige, das ihm von einem großen Vermögen übrig geblieben war, und das kaum hinreichte, für ihn allein in Madrid sichere Existenzmittel zu bilden, war durch das Zusammenleben mit Paquita merklich zusammengeschmolzen. Er konnte dem Kinde Nichts versagen, war es doch das einzige Wesen, das seiner Sympathie eine Art Verständniß, ein freudiges Zustimmen entgegenhielt. Er unterrichtete sie, er gab ihr Lehrer in Musik und Zeichnen, er führte sie aus, unternahm kleine Reisen mit ihr, um ihr Drängen, ihr Sehnen nach Naturschönheiten zu befriedigen, kurz, der schöne, prächtige Fund, den er in den Straßen gethan, erschöpfte vollständig seine Kasse. Er sah ein, daß er sich in Madrid nicht mehr halten konnte, er beschloß nach London zu gehen. Dort glaubte er mit Recht seine Kenntnisse, seine Erfahrungen besser verwerthen zu können.

Rochuard kam also mit Paquita nach London. Aber hier sollte er bald auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Seine Kenntnisse und Erfahrungen halfen ihm sehr wenig, da er der Introductionsmittel in die

englische Gesellschaft entbehrte. Er hatte keine Freunde, kein Capital, um sich bekannt zu machen, er mußte also ebenfalls den Weg der Misère wandeln, wie hundert Andere. Wäre er allein gewesen, so würde ihn dies wenig bekümmert haben, aber die Gegenwart, das Theilnehmen Paquita's machte ihm dieses Loos unerträglich. Umsomehr, als er den verheerenden Einfluß des Londoner Clima's auf die zarte Constitution seines Schützlings wahrnahm, sowie auch den Wechsel, der sich in ihrem Charakter kundgab. Sie hatte keine Momente der aufjauchzenden Freude mehr, sie hatte nur noch ein schmerzliches Lächeln für ihn und eine düstere Traurigkeit für alles Uebrige. —

Diesem Momente der Crisis mußte natürlich, wie immer, eine Lösung folgen. Die Lösung war diesmal keine andere, als daß Rochuard, einerseits durch die äußerste Misère, andererseits durch eine nach und nach mehr als väterlich gewordene Zuneigung zu Paquita dazu veranlaßt — Drahtzieher wurde. Die Hülfe hatte sich zwar dadurch sofort eingestellt, aber die Noth war für den armen Rochuard dieselbe, oder vielmehr noch schlimmer, denn seine Verbindung mit dem Marquis von Rainswood mußte eine Trennung von Paquita zur Folge haben. So sorgfältig auch der Kleine seinen Schatz zu verbergen gewußt hatte, der Spürnase

der Association der Drahtzieher mußte er ihn dennoch ausliefern.

Von dem Augenblicke an, wo Paquita in den Salons erschien, hatte sie auch schon eine entscheidende Eroberung gemacht. Ein junger, reicher, adliger Herr von einem liebenswürdigen Aeußern und in den Londoner Salons noch Neuling, hatte sich plötzlich so sehr in das spanische Mädchen verliebt, daß er auf echt englische Weise Alles an ihren Besitz setzen zu müssen glaubte. Die erste Folge dieser Anschauung war das Geschenk von Rowhill-house mit Allem, was dazu gehörte. Paquita nahm das Geschenk an und trat zum ersten Male als Lady Rochburn auf, ohne daß deßhalb der junge adlige Springinsfeld um ein Haar breit weiter war. Rochuard hatte dies wohl vorausgesehen, als er seine Einwilligung zu dieser Metamorphose seines Schützlings gab, er kannte Paquita zu gut, um zu wissen, daß von dem Augenblicke an, wo nicht ihr Herz, und sei es auch nur in einer Faser, mächtig ergriffen sei, alle Gunstbezeugungen eines Mannes keine andere Spuren an ihr hinterlassen würden, als vielleicht eine erhöhete Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Sogar die Jugendlichkeit und Schönheit konnten keinen tieferen Eindruck auf Paquita machen, sobald Beides nicht mit Männlichkeit und Originalität ver-

knüpft war, und daher dürfen wir uns auch nicht wundern, daß der adlige Herr, welcher seinem ersten, prachtvollen Geschenke bereits mehrere andere hatte folgen lassen, doch keiner anderen Gunst bei Lady Rochburn theilhaftig wurde, als mit ihr dann und wann zu speisen und den Caffee einzunehmen. Versteht sich im Dining=room und Drawing=room, zu denen die Bedienten und alle übrige Welt ebenfalls freien Zutritt hatte, und nicht in ihrem Asyle, ihrem Boudoir. In dieses letztere war noch kein anderer Mann getreten, als Rochuard, der väterliche Freund, und obgleich seit jener ersteren Eroberung beinahe drei Jahre vergangen, obgleich manche anderen von mächtigen, hohen Herrschaften danach gekommen waren, und in der neuesten Zeit noch die des Herzogs v. **., obgleich die innigste, uneigennützigste Theilnahme reicher Protectoren das Zaubermädchen, wie es von ihnen genannt wurde, mit dem Loose des Reichthums und der Unabhängigkeit betraut hatten, so war das Boudoirs Paquita's doch nach wie vor der unentweihte Aufenthalt einer reinen Seele.

Mag es auch für den, dem diese Phase der menschlichen Gesellschaft und der Mannigfaltigkeit des Lebens in ihr fremd geblieben ist, unglaublich klingen, Paquita gehörte zu jenen Frauen, die, obgleich fast immer in Contact mit den unreinen Elementen der Gesellschaft

und deren oft glänzenden Vertretern sich dennoch rein erhalten können — bis endlich der Rechte kommt. Freilich geben sie sich diesem auch um so leichter hin. — In der Regel haben diese Art Frauen eine außerordentliche Routine im Umgange mit dem männlichen Geschlechte, sie sind gleich einem an physischer Stärke untergeordneten Feinde, der seinen Gegner in allen seinen Bewegungen zu beobachten, jede seiner Schwächen zu benutzen und seine Aufmerksamkeit von seinem Endzweck fortwährend abzulenken weiß, sie sind immer auf dem qui vive, und entwickeln in diesem andauernden Kampfe oft einen solchen Aufwand von Geist, von Menschen- und Lebenskenntniß, daß dem Beobachter hier die interessantesten Anknüpfungspunkte für seine Studien geboten werden.

Von dem Allen war natürlich bei Paquita keine Spur. Coketterie, raffinirte Lebensklugheit, Heuchelei, Combinationen — Alles dies, um viel zu bekommen wenig zu geben, ein solches Manöver war ihr gänzlich fremd. Sie forderte Nichts, sie wünschte Nichts, mindestens nicht das, was allein Reichthum und Luxus hätten bieten können, sie hatte also auch nicht nöthig Versprechungen zu machen. Sie war frei und offen gegen Jedermann, wer ihr gefiel, dem sagte sie es, wer ihr mißfiel, den vermied sie, oder vielmehr sie beachtete

ihn gar nicht; sie schied Keinen aus, um bei ihm besondere Hoffnungen zu erwecken, und war vielleicht eben dadurch der Mittelpunkt, das Ziel so vieler Hoffnungen. Sie war an alle diese Menschen, die sie umgaben, nur durch Rochuard gebunden, dem sie zu seinem großen Leidwesen nur eine Art kindlicher Zuneigung bewahrt hatte; sie duldete diese vornehmen Zudringlinge um sich, weil sie dadurch das Bedürfniß der Unterhaltung doch in etwas befriedigen konnte, und andererseits, weil Rochuard es wünschte. Oft schon hatte sie Diesen aufgefordert mit ihr fortzuziehen, aber jedesmal hatte er einen Einwand gehabt, der mehr oder weniger gegründet zu sein schien. Sie ahnte nicht, daß ihr väterlicher Freund durch Verträge an London gebunden war. Sie nahm den Marquis v. Rainswood für ein merkwürdiges Exemplar spleeniger Lords, und ihren Freund Rochuard für die beste und schönste Seele, die sie bis jetzt kennen gelernt hatte. Bis jetzt? War nie Einer gekommen, dessen Bild sie in ihrem Herzen, wenn auch nur kurze Zeit, aufbewahrt hatte? — War unter den Hunderten und Tausenden von Jünglingen und Männern, mit denen ihre Stellung sie zusammenführte, bis jetzt nicht ein Einziger gewesen, der in das dunkle Sehnen ihres Herzens einen Lichtstrahl hätte werfen können? Sollte dieses schwarze, sinnende Auge, das in diesem

Augenblicke in die freie Natur hinausschweift, das in dem Aether gleichsam ruht, unverrückt denselben Punkt behauptend, sollte das mit nichts Bestimmterem beschäftigt sein, als mit der unbegrenzten Luftmasse? Sollte das dichterische Träumen und Weben ihrer Seele an dem Horizonte ihres Sehkreises nichts Anderes als dunkle, verworrene Stimmungen reflektiren? Sollte nicht, wie die Sonne das Lichtbild, so ihr geistiges Auge vor ihrem wirklichen, bestimmte Umrisse, bestimmte Formen fixiren? Gewiß, das Bild ihrer Seele war vom Zauberstabe der Wirklichkeit berührt worden, es verschwamm nicht mehr in's Ungewisse, es hatte Gestalt und wirkliches Leben gewonnen. Und Alles dies erst seit wenigen Stunden. — Noch gestern hatte sie jenes abspannende Sehnen empfunden, jene scheinbare, grundlose Melancholie, welche mit Recht ein Eigenthum des jugendlichen Herzens genannt werden kann, jene Oede und Leere, jene Langeweile, die in diesem Alter selbst oft durch anhaltendes Studium nicht verbannt wird, und heute schon war Alles dies ein Sinnen und Betrachten geworden, das die Minuten in Sekunden umwandelte, und eigenthümliche, ungekannte, aber wohlthuende Bewegungen in dem Gefühlsleben Paquita's hervorrief. Das Herz der Spanierin war gerade in einem jener Momente überrascht worden, welche zur Besiegung oder

richtiger Ueberrumpelung nur zu geeignet sind. Paquita hatte sich durch das alltägliche Einerlei ihres Lebens schon so sehr gelangweilt, daß eine piquante Abwechselung auch ohne alle günstige Nebenattribute ihre freudige Zustimmung und Sympathie erhalten mußte. Rechnen wir nun noch hinzu, daß diese Abwechselung von einem jungen Menschen eingeführt wurde, welcher seiner äußern Erscheinung nach in jeder Beziehung genügen mußte, aber außerdem ein so originelles, anziehendes Geistesleben entwickelte, der mit einer Bewegung, mit einem Worte, mit einem Blicke zu interessiren wußte, so mußte diese zweite Metamorphose Paquita's als eine sehr natürliche erscheinen. —

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß der Schöpfer dieser letzteren kein Anderer, als unser Leon war, der in diesem Augenblicke auf dem Hinwege zur Spanierin begriffen ist, und sich besorgt frägt, ob diese über Nacht wohl eine Andere geworden sei. Allerdings war sie eine Andere geworden, sie war bei Weitem nicht mehr Dieselbe, welche dem Jünglinge eine gezwungene Anerkennung hatte zu Theil werden lassen, die befremdete Paquita, die unwillkürlich die erste Bitte eines Unbekannten gewähren mußte. Ach, die Fremdheit jenes nächtlichen Begegnisses hatte sich schon längst verloren, der Unbekannte war in seiner Erscheinung, in Allem

was er gesprochen und gethan hatte, seit mehreren Stunden schon oft vor ihre Seele gezaubert worden, so daß sie von ihm mehr wußte, als von sich selbst, und der Unwille, den sie bei dem ersten Begegnisse mit ihm empfunden, hatte bereits einer sehr starken Sehnsucht Platz gemacht, ihn wieder zu sehen. Jedes Mädchen, welches zum ersten Male das Bedürfniß befriedigen kann, einen Einzelnen unter allen ihren Bekannten auszuscheiden, wird mit Diesem, selbst wenn sie nicht mit ihm zusammen ist, in wenigen Stunden vertrauter sein, als mit allen ihren übrigen Begegnissen. Wie vielmehr mußte dies bei Paquita eintreffen, der Spanierin, welche für Alles, was ihren Anschauungen und ihrem Gefühlsleben verständlich war, die freudigste Empfänglichkeit hatte, deren Sinnlichkeit, wie bei allen künstlerischen Gemüthern, nur eines einzigen, wirklich zündbaren Funkens bedurfte, um in hellen Flammen aufzulodern. In einem Mädchen mit der Vergangenheit, der Erziehung und der Stellung einer Paquita wird in kurzer Zeit der Keim der Liebe außerordentlich sprießen und sich ausbreiten, und daher wird es auch nicht mehr überraschen, wenn wir sagen, daß Paquita in diesem Augenblicke Alles darum gegeben hätte, den kleinen tollkühnen, liebenswürdigen Franzosen von voriger Nacht bei sich zu sehen. Dies mochte auch wohl die Veran-

lassung sein, daß ihre Chocolade an diesem Morgen kaum von ihr berührt worden war und daß sie sich wie von einem elektrischen Schlage getroffen wähnte, als ihr Kammermädchen ihr plötzlich eine Karte überreichte, auf welcher die Worte: „Graf Leon“ gleich einer brennenden Schrift in ihre Augen strahlten.

„Soll er vorgelassen werden?“ fragte die Zofe.

„Er möge kommen,“ sagte mit fast bebender Stimme Paquita.

„Hier?“ setzte die Fragerin hinzu, ihre Gebieterin mit nicht geringer Ueberraschung anblickend.

„Ja, ja,“ rief Paquita rasch, fast athemlos. Kaum hatte das Mädchen das Boudoir verlassen, so fiel der Besitzerin ein, wen sie an diesem Orte empfangen sollte. Sie wollte rasch nach und widerrufen, zu spät! Leon trat in die Thür.

Es giebt Momente, in welchem das Begegniß zwischen Mann und Weib ein für beide Theile gleich entscheidendes wird. Ein solcher Moment war der gegenwärtige. Sowohl Paquita als Leon fühlte in diesem Augenblicke, daß sie Beide sich angehörten. Freilich spielen in solchen Fällen die Lokalverhältnisse eine große Rolle, freilich fühlte sich Leon beim Erblicken der Spanierin vor Bewunderung über den wunderbaren Reiz,

welcher über dieselbe im eigentlichen Sinne des Wortes ausgegossen war, hingerissen, freilich erschien der Franzose Paquita jetzt in dem ganzen Glanze seiner anziehenden Schönheit, aber auch ohne dieses Alles mußte in Beiden das Gefühl des Einverständnisses vorhanden sein. Sowie Leon mit einem Schlage wußte, wie er mit Paquita daran war, so ahnte, so fühlte Diese, daß sie dem Franzosen ein außergewöhnliches Interesse eingeflößt hatte.

So sicher und gewandt diese Ueberzeugung auch Leon machen mußte, so sehen wir ihn doch einen Augenblick fast verwirrt stehen bleiben, ohne im Stande zu sein, eine Bewegung zu machen, oder ein Wort der Anrede herauszubringen. Freilich Paquita war schön in diesem Augenblicke, schön wie die durch den Morgenthau sich zum ersten Male erschließende Rose, schön wie eine Composition Chopin's, von ihm selbst vorgetragen. Sie stand am Fenster, von den durch das Laub hindurch quellenden Sonnenstrahlen umflossen. Sie trug einen lila Musselin-Morgenrock von jenen sanften, zarten Farben, von jener geschmackvollen, man kann sagen, künstlerischen Zeichnung, in welcher sich der Triumph der heutigen französischen Industrie kund giebt. Der Rock schloß sich um ihre Taille, und dennoch so luftig und graziös, daß die neuesten Entdeckungen im Bereiche der

Corsettenfabrikation dadurch zu Schanden gemacht werden konnten. Wir haben bereits früher angedeutet, daß in dem Wesen und der Erscheinung Paquita's etwas Gazellenartiges lag. Dies sprach sich ganz besonders in ihrem Köpfchen aus, der so klein, so zart, so niedlich, so miniature war, daß man glauben konnte, irgend ein weiblicher Habitué ihres Nipptisches sei in demselben verkörpert. Aber das Interessante dieses Köpfchens lag weit weniger in seinen äußern Linien, die am Ende, was Ebenmaß anbetrifft, Manches zu wünschen übrig ließen, in den dunklen Augen, in dem verführerischen Grübchen im Kinne, als vielmehr in dem Ausdrucke und der Lebendigkeit der Physiognomie, in dem Feuer der Augen, die auch selbst in Momenten der Ruhe und des Beschauens etwas Brennendes hatten, und von denen man sofort vermuthen konnte, daß sie in denen der Aufwallung und Leidenschaft eine unheimliche, gebieterische Kraft erlangen mußten. In diesen Augen, in diesem beweglichen Mienenspiel, das auch den leisesten Eindruck der Seele sofort wiedergab, in diesem fortwährenden Auflodern der in ihr angeregten Gefühle war die Spanierin unverkennbar, und vielleicht war es gerade dies, was Leon bezauberte. War in seinem Wesen doch etwas Verwandtes, war es doch ebenfalls seine Tugend und seine Schwäche, sein Glück und sein Unglück, sich

ohne Rückhalt seinen Gefühlen hinzugeben. Und daher auch sein Ausruf in diesem Augenblicke:

„Beim Himmel, sie ist schön!“ und daher auch stürzt er zu ihren Füßen, ergreift ihre Hand, drückt einen brennenden Kuß darauf und blickt zu ihr hinauf mit Augen der Liebe, des Entzückens und der Bewunderung.

Und Paquita kann den Kuß nicht wehren, kann wiederum den Blick nicht wenden, es ist, als wenn ihr Herz von ihr ginge. Sie, die Unbezwingliche, die Stolze, die so viele Männer schon zu ihren Füßen sah und dazu lächeln konnte, sie zitterte jetzt, sie glaubte sterben zu müssen, und dennoch fühlte sie, daß es nur ist, um zu einem neuen Leben voll ungekannter Freuden zu erwachen. Es ist einer jener Momente im Leben Paquita's eingetroffen, wo das Gleichgewicht des letzeren in Frage kommt, wo die eine Seite der Wagschale sich neigen muß. Da bedarf es dann oft nur eines leisen Ruckes, einer Zufälligkeit, und die Schale neigt sich für immer. Und so war es auch hier. Paquita schwankte, sie hatte ihren Halt verloren; irgend ein Gedanke, der sich in ein anderes Gebiet hätte verirren können, als in das, in welchem sie sich befand, irgend ein Dazwischentreten einer fremden Gestalt, und sie wäre gerettet gewesen, mindestens für den einen Tag, aber ohne dieses Fremde, nur mit den Schauern ihrer Seele und mit

dem Bilde derselben beschäftigt, das lebendig vor ihren Augen kniete, dessen Kuß sie fort und fort fühlte, — was war wohl natürlicher, als daß die Schale sank, als daß die schwankende Paquita den Blicken, dem Händedrucke, dem Kusse Leon's und ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen unterlag? Ach, Leon wußte es nur zu gut, deßhalb ließ er seinen Gefühlen freien Lauf, deßhalb sprang er auf, zog das Mädchen an seine Brust, und rief:

„Paquita, ich liebe Dich!" Deßhalb fühlte er sich stark und sicher, sie in seine Arme zu nehmen, sie zu küssen, und mit Liebkosungen zu überhäufen. —

Und Paquita hatte noch nicht ein Wort gesprochen, sie hatte ihn nur angeschaut, wie sie eben schauen konnte, sie hatte die Küsse hingenommen, wie die vom Gefühle überwältigte Mutter beim Wiedersehen ihres Kindes. Aber als Leon zu sprechen anfing, als er ihr die süßen, einschmeichelnden Namen der Vertraulichkeit gab, und als er endlich mit dem tiefen Accent der Leidenschaft und der Natürlichkeit, dessen er fähig war, ausrief: „Paquita, sprich, liebst auch Du mich?" — da entfalteten sich die Flügel ihrer Seele, da wurde sie frei von dem ersten Drucke der kaum erwachten Liebe, da ließ sie der letzteren mit der ganzen Gluth ihres Wesens freien Lauf, da brannten ihre Küsse auf seinen

Mund, auf Stirn und Augen, da spielte sie mit seinem Haare, da preßte sie ihn in ihre Arme, da mußte das spanische Mädchen zeigen, daß es glücklich war und daß es lieben konnte. Und wahrlich, es zeigte dies in einer Weise, daß sogar ein Leon davon überrascht wurde, er, der seit seinem fünfzehnten Jahre Geist, Herz und Vermögen an die Frauen zu verschwenden gewußt hatte und der mit einigem Rechte die ganze Skala weiblicher Gefühlsausbrüche durchlaufen zu haben glaubte.

Aber wie der Städter, der Alles zu kennen wähnt, plötzlich durch ein einfaches Naturschauspiel ergriffen werden kann, so mußte es auch unserm Leon gehen. Die überströmende Natürlichkeit Paquita's, die Wildheit ihrer Erregungen, die sich in der wunderlichsten, oft hochpoetischen Ausdrucksweise kund gab, mußte den jungen Habitué der Chaussée d'Antin und Notre dame des lorettes gleichsam gefangen nehmen. Es giebt exotische Pflanzen, deren Pracht und Farbenspiel uns beim plötzlichen Erblicken für einige Sekunden sprachlos machen können. So ging es Leon mit Paquita. Er hatte hier ein Mädchen in seinen Armen, aus dem der Zauberstab der Liebe mit einer einzigen Berührung den langverschlossenen Inhalt einer reichen, außerordentlichen Natur an die Außenwelt schöpfte. Und je länger die Empfindungen, Anschauungen und Gedanken einer solchen

Natur still und verschlossen gepflegt waren, desto größere Originalität mußten sie haben und desto lebendiger mußten sie wirken. Paquita war für Leon in diesem Augenblicke ein phantastisches Mährchen, das sogar dem Weltmanne ein ungekanntes Interesse einzuflößen weiß, sowie der Zufall will, daß er es zu lesen bekommt. — Es war ein neues Kapitel aus dem Buche der Liebe, das Leon kennen lernen, es war die Pracht der Liebe, die ihm erschlossen werden sollte. Eine solche Causerie war ihm noch nicht geboten worden, trotzdem daß er schon der Held manches Boudoirs gewesen war. Diese Fragen, diese Antworten, verbunden mit diesen dunklen, brennenden Augen, die keine Minute von ihm wichen, mit dieser sich gleichsam überstürzenden Ausdrucksfähigkeit ihrer Physiognomie, das war ein fremdes, wunderbares Gedicht, eine Hafis'sche Schöpfung, deren Lectüre die Stunden in Minuten umwandeln und über die sogar unser Leon Mancherlei vergessen konnte. — Und wie Leon, so Paquita, sie vergaß Alles, Alles, ihre ganze Seele, ihr ganzes Sein, ihr Empfinden und Wollen war mit ihm und in ihm. Beide schwelgten in neuen Empfindungen, Regungen, viel höherer, reinerer Art, als sie Leon nicht bloß in solchen Momenten, sondern überhaupt erlebt hatte; Beide bewegten sich in einer neuen Welt, die alte existirte nicht mehr für sie.

Aber diese alte Welt läßt sich nun einmal nicht abweisen, sie kommt immer wieder, sie hat hunderterlei, sie hat tausenderlei Gestalten, in denen sie unsere Aufmerksamkeit herausfordert, mit denen sie uns festzuhalten weiß und wir mögen wollen oder nicht, der Flug in höhere Regionen mag uns noch so leicht, noch so natürlich gewesen sein, wir mögen uns noch so heimisch darin fühlen, das Unbedeutendste wird uns wieder auf den alten, verlassenen Boden zurückführen, vorausgesetzt, daß unsere menschlichen Sinne nicht gelitten haben. So sehen wir denn auch, daß Leon und Paquita in dem Augenblicke, wo ihre gegenseitigen gesellschaftlichen Verhältnisse ganz aus ihrem Gedächtnisse entschwunden, wo sie einzig und allein mit dem Entzücken beschäftigt waren, das ein solches erstes Beisammensein mit sich zu bringen pflegt, daß in diesem Augenblicke der Lust, der Wonne und des Liebesrausches die wirkliche Welt gerade in derjenigen Gestalt vor sie hintrat, die für Beide die gefürchtetste sein mochte. Und diese Gestalt war keine andere, als die Rochuard's, des Buckligen, des einzigen Mannes, der Zutritt zu dem Boudoir Paquita's hatte, des Einzigen, den sowohl sie, als auch Leon kein Recht hatten, zu vergessen. — Rochuard war gekommen mit jenem Instinkte der Gefahr, dem ein so feiner Kenner des menschlichen Herzens, zumal wenn seine

eigenen Gefühle in Frage kommen, unterliegen muß. Er kannte die Natur seines Schützlings zu genau, er hatte gesehen, was in der Soirée des Marquis vor sich gegangen war, er wußte bereits zu viel von Leon, als daß er nicht Alles hätte fürchten müssen. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, es hatte ihn heute mehr denn je hingezogen zu ihr, deren bloßer Anblick ihm schon Labung gewährte. Er war gekommen, wie jener Arzt, der mit einem Blicke, mit einer Visite schon weiß, daß sein Patient verloren ist und der darnach seine Besuche fortsetzt, theils aus Hoffnung, theils aus Gewohnheit, theils um gänzliche Gewißheit zu haben.

Freilich, schon die Thatsache, Leon an diesem Orte zu finden, mußte für den armen, eifersüchtigen Rochuard mehr als Gewißheit sein. Deßhalb sehen wir ihn auch sprachlos, mit starrem Blicke, die eine Fußspitze weit vorgeschoben, dastehen. Seine Figur und diese Stellung hätten unter andern Umständen ein Gelächter hervorrufen müssen und doch konnte Leon sowohl als Paquita nicht lachen. Sie standen vor dem Buckligen wie die Kinder, die der Vater bei verbotenem Spiele überrascht. Und doch waren Beide keine Kinder, ja fühlten sich selbst in Betreff des verbotenen Spiels vollkommen unschuldig, und doch waren sie im Grunde frei, und hatten Niemand Rechenschaft von ihrem

Thun abzulegen. Aber so stark ist die Macht der Gewohnheit und der gesellschaftlichen Sitte, daß in einem solchen Falle selbst die unbedeutendsten Menschen eine Art momentaner Autorität auszuüben vermögen. Wie viel eher mußte dies mit Rochuard der Fall sein, gegen den Beide verpflichtet waren, und zwar Paquita in dem allerhöchsten Maße. Und dann, in dem Gesichte des Buckligen spiegelte sich ein solcher Schmerz, der eben, weil er so viel umschloß — nicht bloß getäuschte Hoffnungen für sich, nein, auch das stets von Neuem betrübende Erkennen der Misère der menschlichen Natur, die in einem Momente über banale, äußere Vorzüge, jahrelange Ergebenheit, die rührendsten, größten und ausdauerndsten Opfer der Liebe, Geist und Herz vergißt, — so mächtig und ergreifend war, daß die Beiden sich hätten schuldig fühlen müssen, selbst wenn sie es auch nicht in dem Punkte gewesen wären, sich gegenseitig zu lieben. Während ihnen vor Kurzem noch die Minuten zu Sekunden geworden waren, schienen die letzteren jetzt eine Ewigkeit dauern zu wollen. O wie lang dauert die erste Pause einer solchen Ueberraschung! —

Es darf uns nun nicht Wunder nehmen, daß es doch wieder Paquita war, welche diesem, Herz und Geist beengenden Momente ein Ende zu machen suchte. Ihr Naturell konnte so Etwas auf die Dauer nicht

ertragen. Sie trat zu Rochuard hinan, ergriff seine Hand und sagte:

„Du bist bös, Onkel, aber ich liebe ihn!"

Mit diesen wenigen Worten war im Grunde Alles gesagt, was Paquita zu sagen hatte. Es lag darin Ursache und Wirkung der ganzen Scene, die innerste Natur des Mädchens und zugleich der Schlüssel dessen, wa[illegible] wollte, kurz, Vergangenheit, Gegenwart und Zukun[illegible] wurden mit diesen wenigen Worten einem Ma[illegible]ie Rochuard, aufgeschlossen.

Aber so natürlich sie Diesem auch klingen mußten, so befremdend waren sie für Leon. Der Letztere kannte von den Verhältnissen Paquita's so wenig, wie von denen Rochuard's und seiner Genossen, das Erscheinen des Ersteren an diesem Orte, und noch dazu unangemeldet, hatte in ihm schon jetzt, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, einige Bedenken erregt, die keineswegs durch die so eben vernommene Aeußerung Paquita's beseitigt wurden.

Paquita sah das Befremden, sie lächelte darüber mit jener Ruhe, mit jener Naivetät und Natürlichkeit, die nur zu deutlich zeigte, daß ihr eigenes Wesen wieder die Oberhand gewonnen hatte und daß sie sich jetzt so sicher wähnte, als wäre ihr „Onkel" nicht gegenwärtig.

„Ich sehe wohl," sagte sie lächelnd zu Leon, „Du



weißt nichts von meinem Onkel. Was ich bin, verdanke ich ihm. Er hat mir Vater und Mutter ersetzt und bis vor Kurzem gab es keinen Menschen, dem ich mehr zugethan war, als ihm." —

Bei diesen Worten preßte sie die Hab Rochuard's und drückte einen Kuß darauf. Der arme Mann! Es fuhr ihm durch Mark und Bein, die Worte und der Kuß, sie waren für den Buckligen, was die mit [illegible] Zeugnissen ausgestattete Verabschiedung für den [illegible] ergebenen ist. Ein schmerzliches, ironisches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Armes Kind!" murmelte er in derscher Sprache, vermuthlich, weil dies die einzige war, die Paquita nicht verstand. —

In dem Kopfe Rochuard's schienen die Gedanken hin und her zu stürmen, es fand in ihm gleichsam im Fluge jener geistige Prozeß statt, der einem Entschlusse voranzugehen pflegt. Endlich richtete er seine Augen auf, eine große Ruhe, die gewöhnliche Milde trat auf sein Gesicht. Er blickte auf Leon. Dieser versuchte zu lächeln. Er hatte bereits lange erkannt, welche schwere, unheilbringende Folgen dieses Begegniß für ihn haben konnte, er glaubte, namentlich einem Manne, wie Rochuard gegenüber, das Ereigniß nicht anders auf-

fassen zu dürfen, als mit dem Lächeln eines Dandy's, mit der Haltung und dem Bonmot eines Weltmannes. Er versuchte demnach zu lächeln, und war schon bereit einen jener Sätze hinauszuschleudern, mit denen ein Pariser Lion alle Fesseln, die der Schulden ausgenommen, zu lösen weiß, aber das Lächeln erstarb auf seinen Lippen und das Bonmot blieb im Halse stecken.

Rochuard blickte auf ihn, nicht finster, nicht zürnend, nicht wie der grollende Donner, der sich schon so nahe angekündigt hat, daß man jeden Augenblick gewärtig sein muß, ihn in seiner ganzen Stärke zu vernehmen, sonden mit jenem Auge der Milde und der Klarheit, dessen Glanz gleich dem Strahle der Sonne auch dorthin zu bringen vermag, wo dem menschlichen Auge sonst eine Schranke geboten wird. Dieses Auge, dieser Blick Rochuard's war wie das Senkblei, das in die Seele Leon's gleiten sollte, so glanzvoll, so sicher und ruhig, daß es die Willenskraft, das Leben Leon's für einen Augenblick gleichsam zum Stillstand brachte.

Dieses Anschauen des Buckligen dauerte natürlich nur wenige Sekunden; aber dies war genug, um den jungen Franzosen gleich einem vom Todesschlaf Erwachten in langen Zügen aufathmen zu lassen, als er endlich den Blick nicht mehr auf sich ruhen fühlte.

„Verlassen Sie uns!“ sagte Rochuard in deutscher Sprache.

Diese Aufforderung klang gebieterisch genug; dennoch nahm Leon sie ruhig hin, er war froh, aus der Atmosphäre herauszukommen, trotzdem daß sie eine Paquita umschloß. —

„Wann wird es mir vergönnt sein, mich Ihnen zu erklären?“ fragte er.

„Sie werden von mir hören,“ entgegnete der Bucklige.

So froh auch der kleine Franzose war, fortzukommen, so sah er doch nur zu bald ein, daß dies schwieriger war, als er sich gedacht hatte. — Paquita hatte bereits mehrere Blicke sowohl auf ihn, als auf Rochuard geworfen, die nur zu deutlich verriethen, daß sie das Verhältniß zwischen Beiden zu ahnen begann. Sie sah ängstlich fragend bald auf Diesen, bald auf Jenen, und jetzt, da Leon seinen Hut nahm, konnte sie nicht umhin, diese Blicke so schnell wie möglich in die Frage umzutauschen: „Du willst fort, Alphons?“ —

Dieses „Du willst fort“ schnitt tief in das Herz des Buckligen ein. —

Leon fühlte sich dieser Frage gegenüber womöglich noch unbehaglicher als zuvor. Sollte er in demselben Tone der Vertraulichkeit antworten und so Rochuard noch mehr Grund zum Verdachte geben? Sollte er auf

der andern Seite Derjenigen kalt entgegentreten, die, abgesehen von allen persönlichen Vorzügen, durch ihre gesellschaftliche Stellung eine nicht gering zu schätzende Stütze für ihn abgeben konnte? Er wog beide Schalen mit der ganzen Raschheit seines Wesens. „Ach was“, rief es in ihm, „nur gewagt“! Deßhalb ging er auch schnell auf Paquita zu, drückte einen Kuß auf ihre Hand und sagte: „Ich muß Dich augenblicklich verlassen, aber Du wirst mich bald wiedersehen.“ —

Wenige Sekunden darauf war er in freier Luft, die ihm noch nie so erquickend vorgekommen war.

Paquita starrte noch immer auf die Thür, durch die sich der Franzose so schnell escamotirt hatte. Das Ganze erschien ihr wie ein Traum. —

Rochuard hütete sich wohl, sie diesem gewaltsam zu entreißen, er wußte nur zu gut, daß dies am geeignetsten war, das Mädchen vollständig zu irritiren und jeder Annäherung von seiner Seite unzugänglich zu machen. Ueberdies war der Stachel, der in sein Herz gedrungen, noch zu frisch, als daß der Schmerz ihr nicht mindestens für einen Augenblick alles Uebrige vergessen machen konnte. Er warf sich in eine Bergère und blickte mit einer solchen Bekümmerniß auf das Mädchen vor ihm, mit einem solchen Schmerzensausdrucke, daß, als sich nach und nach der starre Blick Paquita's verlor

und derselbe Kraft gewann, die Umgebung zu erkennen, die Besitzerin bis in's Innerste erbebte und zu den Füßen ihres Onkels sank, besorgt fragend, ob sie ihm so wehe gethan habe? —

Was die beredteste Sprache, die raffinirteste Klugheit nicht erreicht hätte, das bewirkte ein stummer Blick, aus dem Born der Seele geschöpft. Das Naturell der Spanierin zerbrach seine Kraft an der Wahrheit dieses Schmerzensblickes. —

„Ob Du mir wehe gethan?“ wiederholte mit bewegter Stimme der Bucklige.

War er noch nicht ergriffen, so wurde er es mit diesem ersten Ausspruche seiner selbst erst recht. Die Natur erfordert unerbittlich ihr Recht, selbst Solchen gegenüber, die da glauben eine Art Herrschaft über sie erlangt zu haben. Unwillkürlich packte es den armen Buckligen, eine Thräne stahl sich in sein Auge, sie glitt hinab und fiel auf die Wange der hinaufschauenden Paquita. „Onkel, was hast Du?“ schrie Diese, indem sie aufsprang und den Kopf des Buckligen umfaßte. —

„Was ich habe?“ wiederholte Rochuard. Er blickte sie lange an. Ein großer Gedankenprozeß ging in seinem Innern vor. Endlich schien er zu einem Resultate gekommen zu sein. „Höre mich, Paquita;“

sprach er, indem er einen Sessel herbeizog, auf dem das Mädchen Platz nahm. —

„Es mögen jetzt wohl beinahe zehn Jahre her sein, als ich Dich zum ersten Male sah. Du warst eine Waise, ein kleines Kind noch, ohne Verwandte und Freunde, den härtesten Schicksalsschlägen Preis gegeben. Ich nahm Dich auf. Weißt Du, warum ich es gethan habe? Weil ich mir sagte: Auch Du bist ein Verlassener, Ausgestoßener, die Menschen wollen Dich nicht, verbinde Dich mit einem Kinde, erziehe es, lebe und wirke für es, vielleicht ist es dankbarer als die Großen. Der arme Bucklige hatte auch das Bedürfniß geliebt zu werden, um so mehr, als ihm die Natur so viele Liebe in sein Herz gelegt. Und da er überall abgewiesen worden war, so suchte er sich die Liebe in dem unschuldigen Herzen eines Kindes zu erschleichen. O das war egoistisch! aber führen nicht alle Wege zur Liebe durch den Egoismus? Du entwickeltest Dich sehr rasch, aus dem Kinde war bald eine Jungfrau geworden. Die Natur bot mir ihre verschwenderische Hand, um in kurzer Zeit ein Meisterwerk der Schönheit heranzubilden. Das war meine erste Genugthuung; denn so wie meinem Herzen die Liebe, so ist meinem Auge die Schönheit der Form Bedürfniß. Oft, ohne daß Du es wußtest, war ich im Anschauen Deiner so rasch entwickelten körperlichen Vor=

züge versunken. Es waren die lohnenden Momente meines Lebens. Willig unterzog ich mich Allem, was zu Deiner ferneren Entwickelung nothwendig war. Ich konnte Dich sehen, ich konnte das Schöne um mich haben, das war mir genug. Hatte ich Dich bis dahin noch nicht geliebt, war es nichts weiter, als innige Theilnahme an Deinem Loose, was mich an Dich fesselte, so gestaltete es sich von nun an anders. Eine unbezwingliche Liebe entbrannte in mir, ich betrachtete Dich als mein Werk, und gleich dem Künstler, der nur in seiner Schöpfung lebt, lebte und webte ich nur in Dir." —

Rochuard hielt inne, die Erinnerung an diese Liebe benahm ihm für den Augenblick das Wort. Und Paquita? Sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie starrte zu ihrem Onkel hinüber, wie zu Jemand, der sich vermummt hatte und damit beschäftigt ist, seine wahre Gestalt zu zeigen. Sie ahnte, daß ein ganz anderer Mensch daraus hervorgehen würde, als sie vermuthet hatte, als sie gewohnt war zu sehen; daher die Ueberraschung, die Erwartung in ihren Zügen.

Rochuard fuhr fort: „Wie der Künstler sein Werk, sagte ich, liebte ich Dich? O nein, noch weit mehr, ich liebte Dich wie der jugendliche Mensch, der wähnt, zum ersten Male sein oft geträumtes Ideal vor sich zu sehen, und nun sein Wünschen, sein Hoffen, sein ganzes Ich

auf das Besitzen desselben concentrirt. Du staunst, Du erbebst? Du frägst Dich entsetzt, wie ist es möglich? Wie kann der Bucklige, der Häßliche, der fast in Wahrheit Dein Vater sein kann, die schöne, junge Paquita, den Inbegriff weiblichen Reizes, lieben und so lieben? Ich will nicht darauf antworten. Vielleicht einst, wenn Dein Herz mehr erfahren hat und wenn dann die Erinnerung mich Dir wieder vorführen wird, wirst Du selbst die Antwort darauf finden.“ —

Der Bucklige sprach diese letzteren Worte so weich, mit einem so innigen, schmerzlichen Gefühlsausdrucke, daß Paquita laut aufschreien mußte: „Onkel, was sprichst Du,“ sagte sie nach einer kurzen Pause, indem sie sich zu seinen Füßen niederließ und seine Hand ergriff — „die Erinnerung?“ —

„Ja, mein Kind, die Erinnerung,“ wiederholte Rochuard, die Hand auf des Mädchens Kopf legend und einen jener Blicke in ihre Augen senkend, von denen man mit Recht sagt, sie dringen zum Herzen. Und wie eigen! Zum ersten Male konnte Paquita diesen Blick nicht aushalten, sie, die so oft zu den Füßen ihres Beschützers gesessen und so zu ihm hinaufgesehen hatte. Früher pflegte sie dann wohl zu sagen: „Onkel, Du bist traurig, was hast Du? aber das Wort Onkel wollte nicht mehr über ihre Lippen, sie konnte nichts sagen,

ihr Herz war so beklommen, es war, als wenn ein großes Leid darauf ruhte. Unwillkürlich sank ihr Köpfchen auf die Knie des Buckligen, unwillkürlich kamen die Thränen. Ach, wie bald würden wohl die Paquita's verblühen, wenn sie nicht weinen könnten! —

„Weine nicht, Mädchen," sagte Rochuard, „Du weißt, Deine Thränen kosten mein Herzblut und ich denke, ich habe schon seit einer Stunde ein gut Theil daran verloren."

Aber waren die Thränen Paquita's noch nicht reichlich geflossen, so brachten diese Worte eine wahre Fluth davon hervor. Die Heftigkeit, die Wildheit, mit der sich die Gefühle bei diesem Mädchen äußerten, durfte sich am allerwenigsten in ihren Thränen verleugnen. Sie schluchzte unaufhörlich, warf sich auf den Boden und wand und krümmte sich, daß, hätte Rochuard weniger Menschenkenntniß gehabt und wäre er weniger oft Zeuge solcher Scenen gewesen, unfehlbar zu dem Glauben hätte kommen müssen, Paquita sei gefährlich erkrankt. Deßhalb sehen wir ihn auch, nachdem er vergebens versucht hatte, die Krisis abzuwenden, beim Hereinbrechen dieser durchaus nichts unternehmen, dieselbe zu beschwichtigen. Nicht, daß er theilnahmlos war, nicht, daß er glaubte, das Mädchen sei unwahr, nein, in seinen Blicken, in seinem Wesen

sprach es sich genügend aus, und er wußte nur zu gut, daß derartige Naturen ihrem Trübsale nicht anders Luft machen können, wie Paquita es in diesem Augenblicke that; aber es war ihm auch bekannt, daß derartige Gefühlsausbrüche eine Bedingung zur Genesung, zur Entwickelung solcher Naturen sind. Er wußte ferner, daß mit jedem erneuerten Ausbruche ihres Schmerzes Paquita mehr und mehr ihre Situation erkannte, mehr und mehr zum Verständniß dessen gelangte, was er ihr gesagt, daß diese Thränen seine Mittheilungen ausführten, daß ihm im Grunde sehr wenig zu sagen übrig blieb. Und so war es auch. So befremdend es klingen mag, in dieser heftigen Gemüthsbewegung klärte sich das Dunkel, in welches ihre Stellung zu ihrem Beschützer gehüllt war, auf, ihr Gefühl ersetzte die Rolle des kritischen Verstandes, ja, man konnte hier einmal mit Recht sagen, sie fühlte sich zurecht. Und als sie endlich zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen war, als sie ihrer Natur fessellos nachgegeben, da hatte diese auch schon ihr volles Recht erhalten, da mußte auch schon der Quell ihrer Thränen versiegt sein. Langsam richtete sie sich auf, strich das Haar aus ihrem Gesichte und blickte lange, lange auf den armen, verwachsenen Mann vor ihr. Endlich ergriff sie seine Hand und sagte: „Ich habe Dir viel zu danken, was forderst Du von mir?"

„Fordern?“ wiederholte Rochuard schmerzlich lächelnd, „diese Frage beweist mir, daß Du mir nichts gewähren kannst.“ —

Paquita wollte sprechen. „Sage nichts,“ unterbrach Rochuard, „täusche Dich nicht, ich weiß in diesem Augenblicke mehr von Deinem Herzen, als Du selbst. Ich weiß, daß mein Hoffen ein thörichtes, daß all' mein Sinnen und Trachten, warum soll ich es nicht sagen? mein Opfern ein vergebenes war, daß Du eben jetzt in Deinem Herzen nichts für mich hast, als Dankbarkeit und sehr bald auch das nicht mehr, ich weiß, daß all' Dein Fühlen und Denken bald nur noch für ihn sein wird, für ihn, an den ich nicht denken kann, ohne mir zugleich die unsäglichen Schmerzen, Täuschungen und Qualen zu vergegenwärtigen, die er Dir, armem Geschöpfe, bereiten wird; aber eben weil ich Alles dieses weiß und am Ende, weil Du mir trotz Allem so unendlich theuer bist, fordere ich Dich auf, wünsche ich, bitte ich Dich flehentlich, weise selbst jetzt noch meinen Schutz, meinen Rath nicht zurück. Was er auch von Dir fordern möge, theile es mir mit, vertraue Dich ihm immerhin, weil Du ja doch nicht anders kannst, aber vergiß nicht über ihn ganz und gar Den, der Dir seit Deiner Kindheit so treu zur Seite gestanden, der sich Dir so oft als Dein wahrer, ja, wenn Du willst, väterlicher Freund bewährt hat. Sieh, ich

könnte Dir viel sagen, ich könnte Dich daran erinnern, daß Du den Menschen kaum kennst, daß Du nicht weißt, ob er Deiner würdig ist, ob er Dich in Wahrheit liebt, ob er Dich nicht entsetzlich täuschen wird, aber selbst wenn ich es nicht wüßte, Dein gläubiges Lächeln in diesem Augenblicke würde mir das Vergebene meiner Worte zeigen; deßhalb wünsche ich von Dir nichts weiter, als ein wenig Vertrauen zu mir, zu meiner Liebe, zu meiner Erfahrung, wäre es auch nur im Interesse unserer Aller Sicherheit." —

Rochuard sprach diese Worte rasch, gleichsam von einer innern sich steigernden Aufregung getrieben. Namentlich klangen die letztgesprochenen Worte so fieberhaft wild, so unheimlich düster, daß selbst Paquita davon erschreckt wurde. —

„Sicherheit?" rief sie aus. „Was willst Du damit sagen, Onkel?" (Sie hatte den Onkel wiedergefunden.)

Rochuard sah sie einen Augenblick sinnend an. Es war, als wenn in seinem Innern jener Kampf stattfand, der dem Entschlusse voranzugehen pflegt. Endlich leuchtete es in seinem Gesichte, als wenn Jemand plötzlich einen Ausweg findet, an den er nicht gedacht. „Ich wollte," sagte er langsam, „ich könnte Dir die Ueberzeugung geben, daß Dein Vertrauen zu mir ein nothwendiges sei, ich wollte, ich könnte es in Deine Seele

mit flammender, unauslöschlicher Schrift einprägen, daß, so lange Du mir vertraust, so lange Du auf mich hörst, Dein Glück, Euer Glück," fügte er mit einem leisen Beben hinzu, „ungefährdet ist." —

War es Zufall oder Berechnung, genug, diese mit einer Art Feierlichkeit gesprochenen Worte machten auf das Mädchen einen größeren Eindruck, als alle vorangegangenen. Ihre Liebe leitete sie mit dem ihr eigenen Instinkte auf die Wahrheit dessen, was der Bucklige gesprochen, sie fühlte gleichsam die Gefahr heraus; aber zu gleicher Zeit erinnerte sie sich der Macht, die ihr Beschützer in den schwierigsten Verhältnissen gezeigt hatte, sie dachte an ihre eigene Carrière, die im Grunde sein Werk war und zugleich leuchtete ihr seine unendliche Herzensgüte entgegen, die sie zu ihrem Gunsten so oft empfunden hatte, sie sah in den milden, schönen Augen des Mannes, das dieselbe Güte, dieselbe Liebe wiederstrahlte und daher sprach sie:

„Ich bin Dein Werk, vollende es; nur vergiß nicht, daß, wenn ich ihn verliere, mein Herz gebrochen ist!" —

Es trat nach diesen Worten eine lange, lange Pause ein. Es war, als sollte der arme Bucklige noch einmal den Kampf der letzten Stunde durchmachen. Die Luft im Zimmer wurde ihm drückend; er mußte sich rasch erheben und an das geöffnete Fenster treten. Der

vor ihm liegende Garten sandte ihm erfrischende Gerüche, die Natur lächelte ihm gleichsam entgegen. Es lag ein tiefer Friede darin, dem sich das eben jetzt doppelt erregsame Herz des Buckligen unwillkürlich hingeben mußte. Es war, als wenn die Natur das letztere einlullen wollte und schon war sie zu diesem Zwecke auf dem besten Wege, schon war dem Schmerze dies Herbe, die Bitterkeit, die Frische genommen, da erklangen mit einem Male Harfentöne im Zimmer. Es tönte von Liebe und Glück, Rochuard erbebte, langsam wandte er das Gesicht. Paquita sang, ihr Auge erglänzte in wonniger Freude, ihr Mund sprach Entzücken. Sie war bei ihm, der arme Bucklige war vergessen! Noch einen thränenvollen Blick auf das Mädchen; dann schlich er langsam fort. —

Fünftes Kapitel.

Kehren wir zu Herrn v. Crezy zurück. Wenn wir sagen, daß Demselben nach der durchlebten Nacht eben kein erquickender Schlaf wurde, so werden dies unsere Leser selbstverständlich finden. Nicht so die Tochter des französischen Edelmannes. Sie war schon nicht wenig erstaunt, als das Gemach ihres Vaters um 10 Uhr noch wohl verschlossen war, aber welche schmerzliche Ueberraschung empfand sie erst, als Derselbe ihren Morgengruß kaum erwiederte und beim Frühstück kaum an der Conversation Theil nahm. Und sie war so fröhlich aufgestanden, sie hatte sich in der Oper so „himmlisch amüsirt,“ sie war so voll von all' dem Gesehenen und Gehörten. Ach, ihrem Vater ging es nicht anders, nur durfte er es nicht aussprechen, während sein Kind es aller Welt erzählen wollte. —

„Sie scheinen nicht wohl zu sein, Herr v. Crezy,“ bemerkte Mad. Thompson, die am Frühstücke Theil nahm, während ihr Sohn bereits auf dem Wege nach Liverpool war.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte die Tochter, indem sie plötzlich leichenblaß wurde und sich an seinem Halse hing.

„Nichts, Karoline, ich habe schlecht geschlafen, das ist Alles, antwortete der Vater. Und Du, Du bist immer Dieselbe," fügte er lächelnd hinzu, indem er sie herzlich küßte, „mein gutes, liebes Kind!" —

„Gewiß, Papa," antwortete Diese, schelmisch lächelnd.

„Was hast Du wieder, Schelm?" fragte er.

„Ich könnte Dich so fragen," meinte das Mädchen.

„Wie meinst Du Das?" —

„Nun, wenn Du mich Dein „gutes, liebes Kind" nennst, dann —"

„Nun?" —

„Dann, willst Du etwas von mir haben," sagte die Tochter, indem sie hoch erröthete und sich an ihren Vater schmiegte. —

Dieser mußte lachen, Mad. Thompson nicht minder. „Du magst Recht haben," rief der Erstere aus. „Aber diesmal mußt Du Deine Gunstbezeugung noch mit einer Andern theilen."

„Mit wem denn?"

„Mit Mad. Thompson." —

„Mit mir?" fragte Diese erstaunt. „Was kann ich für Sie thun, Herr v. Crezy?"

„Ich wünschte, daß Sie Karoline noch für einige Tage mit auf Ihren Landsitz nähmen." —

„Mit dem größten Vergnügen, Sie erweisen mir

damit eine große Freude!" rief Mad. Thompson aus. „Ich würde Ihnen selbst den Vorschlag gemacht haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Ihre Güte in dieser Hinsicht schon zu sehr beansprucht zu haben."

„Nicht doch, Mad. Thompson," sagte Herr v. Crezy. — „Allerdings hatte ich mich schon darauf gefreut, mit meiner Karoline zusammen die Annehmlichkeiten Londons zu genießen, allein neu eingetretene geschäftliche Hindernisse lassen mich dieses Vergnügen noch auf ein Paar Tage hinausschieben. Es ist Dir doch recht, mein Kind?" —

Das „Kind", das erst am Tage vorher einen Vorgeschmack Londons bekommen, und das sich auf das Mehr schon im Stillen nicht wenig gefreut hatte, konnte eigentlich die Frage des Vaters mit gutem Gewissen nicht bejahen, aber auf der andern Seite hatte sie doch eine zu heilige Scheu vor ihrer Pflicht und war auch schon zu sehr Kind der Gesellschaft, um dort nein zu sagen, wo ein Ja erwartet wurde. Sie war also eben im Begriff, ihrem Papa die in solchem Falle übliche Antwort zu ertheilen, als Graf Leon angemeldet wurde. — Das Mädchen erröthete. Zum Glück sah es der Vater so wenig als Mad. Thompson; Beide hatten sich schon erhoben. —

Leon hatte nicht darauf gerechnet, die Damen vom

Abend vorher anzutreffen. Er freute sich schon im Stillen, so unerwartete Hülfstruppen gefunden zu haben, als Herr v. Crezy in einem sehr ernsten Tone zu ihm sagte: „Herr Graf, wenn es Ihnen recht ist, gehen wir in mein Zimmer.“ —

Dieser Aufforderung war nicht gut zu widerstehen, und wenige Sekunden darauf befanden sich Leon und der Landjunker allein gegenüber. —

Unser Leon fühlte sich nicht recht à son aise, Herr v. Crezy war so feierlich, so gemessen, ja fast gebieterisch. Der junge Mann erkannte, daß er sich zusammennehmen mußte. —

„Nun, Herr v. Crezy,“ begann er mit dem ihm eigenen leichten Tone, „wie haben Sie nach unserer gestrigen Excursion geschlafen?“ —

„Ehe ich Ihnen darauf antworte, mein Herr,“ begann der Angeredete, „werden Sie mir wohl die Frage beantworten können, bei wem wir waren?“ —

„Allerdings,“ entgegnete Leon mit derselben Leichtigkeit, „bei dem Marquis v. Rainswood.“ —

„Wer ist das?“ —

„Ein Mann, dessen Reichthum, dessen Kenntnisse und dessen Edelsinn die größte Hochachtung herausfordern.“ — Leon sprach diese Worte so fest und entschieden, daß der Landjunker stutzig wurde. —

„Sie kennen ihn also genauer?" fragte er schnell.

„Ich kenne sehr hochstehende Personen, die stolz darauf sind, mit ihm befreundet zu sein!" —

Herr v. Crezy ging auf und ab. Die Antwort des jungen Mannes hatte augenscheinlich Eindruck auf ihn gemacht. Endlich blieb er stehen. — „Sie werden mir doch zugestehen," begann er auf's Neue, „daß dieser Mann, gelind gesagt —"

„Ein Original ist?" unterbrach Leon mit Freuden. „Ganz England weiß es; aber diese Originalität dürfte mehr Anspruch auf Theilnahme machen, als der Spleen sehr vieler seiner Gleichgestellten, der in den meisten Fällen nichts weiter, als ein bequemer Deckmantel für die Stupidität ist." —

„Sie mögen Recht haben," entgegnete sinnend Herr v. Crezy, „aber wie ist mir doch?" fuhr er plötzlich auf, „waren Sie nicht gestern ebenfalls zum ersten Male bei dem Marquis?" —

„Allerdings," bemerkte lächelnd der Kleine, „und gleich Ihnen fühlte ich das Bedürfniß, gewisse Zweifel aufzuklären, die mir im Verlaufe des gestrigen Abends aufgestiegen sind." —

„Nun?" unterbrach der Landjunker mit großer Erwartung.

„Aber die Erkundigungen, die ich bereits heute

Morgen bei den einflußreichsten und bekanntesten Personen hierselbst angestellt habe, lassen mich fast erröthen, überhaupt Zweifel gehabt zu haben."

„Aber dieser Baron von Oberthal, Herr Graf," versetzte der Landjunker bei Weitem freundlicher, als vorhin, „was sagen Sie zu dem?" —

„Was kann man von einem Menschen sagen, dessen Sinnen und Trachten, dessen einzige Glückseligkeit nur darin zu bestehen scheint, Das zu sein, wovor er sich gestern Abend so sehr gefürchtet hat, nämlich ein Lion." —

Herr v. Crezy mußte lachen. „Aber," bemerkte er nach einer kurzen Pause, „Sie gehen doch mit ihm um." —

„Ein guter Jäger, mein lieber Herr v. Crezy, verachtet auch den allergewöhnlichsten Spürhund nicht," entgegnete Leon mit einem bewunderungswürdigen Aplomb. „Herr v. Oberthal, der übrigens, wie ich höre, aus einer sehr guten Familie stammt, kennt alle Welt. Wie natürlich, daß man sich seiner bedient, wenn man ein Stück davon kennen lernen will." —

Es trat eine Pause ein. Der Landjunker ging wieder auf und ab. „Es wird wohl stark bei dem Herrn Marquis gespielt?" fragte er plötzlich.

„Wo wird Das nicht?" warf Leon fragend hin. „Haben Sie viel verloren?" —

„Ungefähr 40,000 Francs.“ —

Der Jüngling zuckte die Achseln. „Ja, man kann nicht immer gewinnen,“ meinte er mit einem eigenthümlichen Lächeln. —

„Sie haben Recht,“ wiederholte Herr v. Crezy düster, „man kann nicht immer gewinnen.“ —

„Es thut mir übrigens leid,“ fuhr der Erstere fort, „daß —“

„Ich bitte Sie, Herr Graf,“ unterbrach ihn Jener in einem stolzen Tone, „sprechen Sie nicht weiter darüber. Ein Geldverlust, und betrüge er das Zehnfache, würde mich keinen Augenblick beunruhigen.“ —

„Aber was haben Sie denn, mein lieber Herr v. Crezy?“ versetzte Leon. „Sie sind so sonderbar, so aufgeregt; was ist Ihnen?“ fügte er theilnehmend hinzu. —

„Nichts, mein Herr,“ erwiederte rasch der Edelmann, „lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.“ —

Aber dies war für Herrn v. Crezy, wie es schien, nicht so leicht; er mußte immer wieder auf den Marquis zurückkommen. —

Leon sah diesem Manöver lächelnd zu, er hatte nicht geglaubt, daß ihm so leichtes Spiel werden würde, er hatte keine Ahnung davon, daß Herr v. Crezy sich

selbst anbieten würde, den Marquis aufzusuchen. Und dennoch geschah es.

„Nicht wahr,“ bemerkte er nach einer Pause, „ich verstoße doch nicht gegen die hiesige Sitte, wenn ich dem Herrn Marquis meine Aufwartung mache?“ —

„Gewiß nicht,“ entgegnete Leon scheinbar nachlässig. „Auch ich gehe mit dem Gedanken um, ihn heute oder morgen zu besuchen.“ —

„Was Sie sagen!“ rief Herr v. Crezy mit einer Art freudiger Ueberraschung aus.

„Allerdings,“ versetzte Leon lächelnd. —

„Wann werden Sie hingehen?“ —

„Wenn Sie wollen, können wir uns gleich auf den Weg machen.“ —

„Ganz recht, Herr Graf; kommen Sie, lassen Sie uns gehen,“ erwiederte der Landedelmann mit einer Hast, die allerdings Jeden befremden mußte, dem die Geschichte dieses Mannes unbekannt war. —

Während Beide auf dem Wege zum Marquis sind, dürfte es an der Zeit sein, den Leser etwas näher mit Diesem bekannt zu machen. —

In jenem Theile Londons, westwärts vom Hyde-Park gelegen, der nach und nach die vornehmsten Elemente der Londoner Gesellschaft aufzunehmen scheint, finden wir die Privatwohnung des Marquis v. Rainswood.

Sie liegt auf der Straße nach Bayswater, und ist mit einem andern Hause verbunden, dessen Eingang in einem der Seitenwege befindlich ist, die dem Hyde-Park zuführen. —

Man wird jetzt mit Recht fragen: Wer ist dieser Mann, der auf der einen Seite mit der Polizei in allen möglichen Hinsichten zu thun hatte, oder mindestens fürchten mußte, zu thun zu haben, und auf der andern Seite eine hohe, gesellschaftliche Stellung einnimmt, ist er wirklich Marquis, ist er ein Engländer? Er ist weder das Eine noch das Andere, sondern einfach seines Standes ein deutscher Gelehrter, der den Beweis liefert, daß deutsches Wissen und deutsche Gelehrsamkeit auch noch andere Früchte tragen können, als die sind, die man auf dem Katheder eines Hörsaales zu sammeln pflegt. Der Marquis v. Rainswood ist ursprünglich Doctor der Philosophie, als solcher nach England gekommen und augenblicklich ein sehr angesehener Mann, Chef der Drahtzieher, und wenn auch nicht, wie Rochuard sagt, Chef der geheimen Polizei, doch gewiß ein sehr einflußreiches, berathendes Mitglied derselben. —

Man sollte glauben, daß hier das Recht des Romanschriftstellers überschritten wäre, man sollte glauben, diese Fiction sei eine Unmöglichkeit. Allerdings, es es giebt Fictionen, die in der Wirklichkeit unmöglich

sind, aber es giebt scheinbare Unmöglichkeiten, die keine Fictionen sind. Der Marquis v. Rainswood liefert den Beweis. Das ist keine phantastische Figur, nein, der Mann existirt wirklich. Er bewegt sich noch heute in der Londoner Gesellschaft, bald oben, bald unten, bald als Gentleman, bald als Lump, und wenn seine Stellung allerdings nicht mehr so brillant ist, als zu jener Zeit, in welcher der Inhalt dieser Erzählung abgesponnen wurde, so mag es daher kommen, weil das Leben eines Industrieritters mehr noch, als das jedes andern Menschen ein immerwährendes Bergauf und Bergab darbieten muß. Noch mehr, der Marquis ist nicht die ganze Gattung, nein, er ist nur ein Exemplar, allerdings das hervorragendste derselben, und dergleichen Marquis v. Rainswood hat die Londoner Gesellschaft mehr, als „der Verstand der Weisen" ermessen kann. Aber freilich, um diese Herren und ihre Wirksamkeit zu beobachten und zu beurtheilen, muß man mehr als die Oberfläche jener Gesellschaft kennen. —

Und die Geschichte dieses Mannes? wird man ungeduldig fragen. Wir können sie nicht ganz geben, wollten wir es, würde uns für den übrigen Theil dieser Erzählung weder Raum noch Zeit bleiben. Die Geschichte des Marquis v. Rainswood nimmt überdies zuviel Selbstständigkeit in Anspruch, als daß die Erzählung der-

selben nicht früher oder später ein Buch für sich bilden sollte. Wer übrigens den Character und die Bedeutung dieses Mannes bis hierher noch nicht erkannt hat, wird vielleicht im Laufe dieses Kapitels Gelegenheit haben, sich ein Urtheil darüber zu bilden.

Wir finden den Marquis in seinem Bibliothekzimmer, d. h. in einem viereckigen Raume, dessen Wände mit Büchern dekorirt sind und der sonst nichts weiter als einen großen Tisch und drei Sessel enthält. Auf dem Tische liegen sehr viele Zeitungen, einige davon geöffnet, andere noch in denselben Falten, in denen der Zeitungsbursche sie gebracht hat. — Der Marquis trägt, wie am Abend vorher, schwarze Beinkleider, schwarze Weste, schwarzen Frack, weiße Cravatte und Glanzschuhe. Es ist dies das Kostüm, dem er nie untreu geworden ist, so lange er die Marquiswürde hat. Es ist übrigens zu vermuthen, daß der Träger dieser Kleidungsstücke recht gut wußte, daß er keine vortheilhaftere für seine Figur sowohl, als auch für sein Gesicht wählen konnte. In der That, wie er so dasteht, den Zeigefinger auf das vor ihm geöffnete Zeitungsblatt, wie es scheint, in Meditation über das soeben Gelesene, kann es keinen würdigern Vorwurf für den Meißel des Bildhauers geben. Das dunkle, noch ziemlich reiche Haar, die schwarzen, kurz abgestumpften Backenbärte schieden

sich vortrefflich von der weißleinenen Cravatte ab, die fein geschnittene Nase, das etwas spitze Kinn, der bedeutungsvolle Mund, der ewig lächelt, aber so weich und zart, daß man über die Schönheit den darin weilenden Satyr vergißt, die hohe Denkerstirn, die klaren, hellblauen Augen, Alles dies verbunden mit der hohen gebieterischen Figur war wohl geeignet, an irgend eine jener interessanten Statuen zu erinnern, die in der Gallerie brittischer Staatsmänner aufbewahrt werden. In der That, die Erscheinung des Marquis hatte etwas Staatsmännisches und zugleich durchaus Englisches. Frühzeitig darauf bedacht, englisch zu erscheinen, war er es auch wirklich geworden; man konnte kein vollendeteres Bild eines vollkommnen, englischen Gentleman vor sich haben, als den Marquis v. Rainswood. Dies auch der Grund, daß es Niemand einfiel, in ihm den Ausländer zu vermuthen; im Gegentheil, wollte man das Muster eines altadligen Britten aufstellen, so nannte man den Marquis v. Rainswood.

Es wird nun Jeden überraschen, daß ein Mann, dem so ungewöhnliche Mittel zu Gebote standen, um sich mit Sicherheit in der vornehmen Welt zu bewegen, der von vorn herein als ein Mitglied dieser letzteren betrachtet wurde, seinen Einfluß und seine Stellung unbenutzt ließ, um sich für immer und ohne alle Gefah-

ren in der genannten Welt zu fixiren. Wie leicht hätte es ihm werden müssen, z. B. eine jener „guten Parthien" zu machen, deren Ideal nur in England zu suchen ist. Aber hier stoßen wir gerade auf das Besondere dieses Characters. Allerdings wäre es ihm auf die eine oder die andere Weise ein Leichtes gewesen, in der Wirklichkeit das zu sein, was er jetzt nur scheinbar war, denn in England sind derartige Metamorphosen noch bei weit weniger günstigen Voraussetzungen möglich, als dem Marquis zu Gebote standen, aber dann wäre auch sein Lebensnerv zerschnitten gewesen, d. h. der Nerv, der seine Sehnen straffte und ihn die Gefahren herausfordern ließ, um sie zu bekämpfen. Wir sehen in dem Marquis das merkwürdige Beispiel, daß ein Mensch selbst heut zu Tage noch hundertmal freiwillig sein Glück zurückweisen kann, weil mit diesem Glücke die Gefahren schwinden, die seiner innern Entwickelung und seiner Geistesrichtung dasselbe sind, was dem Fische das Wasser ist. Oder glaubt man, daß dieser Mann der materiellen Genüsse, des Geldes halber das Leben eines Industrieritters führt? Ach, die Bedürfnisse des Marquis sind so gering, daß er mit Ausnahme seiner Bücher von Brod und Wasser leben und sich wohl dabei befinden könnte. Ueberdies ist er arm, wenn auch nicht an nothwendigem, doch an überflüssigem Gelde,

denn kaum fließt dieses in seine Casse, so vertheilt er es mit vollen Händen an alle Die, die es haben wollen. Nein, der Mann ist Drahtzieher, weil dies der tiefen Verachtung, die er für die Gesellschaft und deren Menschen hat, am besten Nahrung giebt und weil er sich in dem Gedanken wohl fühlt, die Gesetze der Gesellschaft gegen sich zu haben und dennoch von dieser als eines ihrer besten Mitglieder anerkannt zu werden. Dieses letztere namentlich gewährt ihm eine innere Befriedigung, die er allen andern Genüssen vorzieht, es giebt ihm im Grunde die Superiorität über diese Gesellschaft. Man sieht, der Marquis hat mehr von dem deutschen Professor, als er selbst vielleicht zugestehen will. —

Er mochte wohl zwei Minuten in der oben beschriebenen Stellung verharrt haben, als es draußen auf dem Korridor 12 Uhr schlug. —

„Es ist Zeit!“ dachte er, dann ging er auf die eine Seite des Bücherschrankes und schloß ihn auf. Aber statt daß bloß die Thüre sich öffnete, drehte sich die ganze Seite des Schrankes nebst den Büchern in das Zimmer herein und offenbarte auf diese Weise eine Tapetenthüre, die unser Marquis aufschloß und hinter welcher er verschwand, nachdem er den Schrank hinter sich zurückgedreht hatte. Er befand sich in einem schmalen, dunklen Gange, der ihn in ein geschmackvolles Boudoir führte.

Hier waltete augenscheinlich eine Frau, trotzdem daß Niemand sichtbar war. Der Marquis ging leise an eine halb offenstehende Thür, die zu einem anderen Zimmer führte. Nachdem er hinter dieselbe gesehen, öffnete er sie gänzlich und rief: „Mad. Thomar ist es gefällig?“

„Ah, Sie sind es?“ antwortete eine weibliche Stimme, deren Besitzerin gleich darauf sichtbar wurde. Es dürfte am Platze sein, Letzterer eine sorgfältigere Aufmerksamkeit zu schenken. —

Mad. Thomar mochte ungefähr 36 Jahre zählen. Sie war eher klein als groß, von dunkler Gesichtsfarbe. Ein Paar feurige Augen, ein kleiner Mund, ein Stumpfnäschen, ein sehr schöner Hals und Busen, die beide in diesem Augenblicke durch einen weiten Morgenrock sehr viel leiden mußten, pechschwarzes Haar und ein sprüchwörtlich gewordener Mignonfuß — das sind die äußeren Vorzüge dieser Frau. Derartige Vorzüge bei einer 36jährigen Frau wollen allerdings nicht viel sagen und hätte Mad. Thomar nicht noch andere aufzuweisen gehabt, so würde sie unter den Femmes celèbres der Salonwelt Londons eine weniger hervorragende Rolle gespielt haben, als sie es in Wirklichkeit that. Mad. Thomar hatte aber außer dem Geheimnisse des Sichconversirens auch das der Toilette, der Jeux d'esprit, die genaueste Kenntniß und Benutzung männlicher Thorheiten

und Schwachheiten. Mit diesen Waffen konnte sie ihre 36 Jahre stellenweise schon vergessen machen. Und in der That, sie hatte es auch oft genug gethan, so daß es mit Recht eine lange Zeit unter den Männern zum Bonton gehörte, sich zu ihren Freunden zu zählen.

Daß Mad. Thomar keine Engländerin war, versteht sich von selbst. Ihr ganzer Habitus, jede ihrer Bewegungen, der Schnitt ihres Kleides, ihrer Frisur, der Ton ihrer Stimme — Alles athmete die Pariserin pure sang. Sie war als Sängerin nach London gekommen, hatte als solche in einigen Concerten mit Glück debütirt und hatte auch als solche einen Salon eröffnet. War es Puff oder Wahrheit, genug, die Presse verstand es, ihr ein besonderes Relief zu geben, so daß sie eine Zeit lang Mode wurde. Man nannte sie eine Unglückliche, vom Schicksal Verfolgte, die Wittwe eines reichen Mannes in Frankreich, eine vornehme Dilettantin u. s. w.

Unter diesen Verhältnissen lernte sie der Marquis kennen. Es wurde natürlich dem Letzteren nicht schwer, diese Frau zu durchschauen und sie als ein sehr geeignetes Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne zu beurtheilen. Es dauerte auch nicht lange, so war Mad. Thomar völlig an den Marquis gefesselt. Mochte es die Geltendmachung seiner persönlichen Vorzüge, mochte

es die Anwendung seiner beliebten Mittel sein, durch das Vorhalten der Vergangenheit für die Zukunft fürchten zu lassen, genug, Mad. Thomar trat plötzlich aus der Oeffentlichkeit zurück und hatte nur noch einen Salon für die „Intimen." Die Ursache dieses plötzlichen Rücktritts kannte Niemand. Die Einen gaben die Frau Diesem, die Andern Jenem — zur Gesellschaft, Einige meinten, sie bereite sich für die Oper, Andere, für das Kloster vor. Niemand ahnte ihr Verhältniß zu dem Marquis und trotzdem, daß ihre Wohnung an die des Marquis stieß, war Dieser nie in ihrem Salon. Niemand kannte seine Besuche in ihrem Boudoir und den Weg, der zu diesem führte. Vor der Welt standen sich der Marquis und Mad. Thomar völlig fremd gegenüber. —

Was war nun die Ursache dieses Geheimnisses, was für ein Verhältniß bestand überhaupt zwischen diesen Beiden? Vielleicht wird die folgende Unterredung dasselbe in das rechte Licht stellen. —

„Nun, waren Sie gestern mit mir zufrieden? fragte die Dame, indem sie sich auf's Canapé warf und dem Marquis einen forschenden Blick zusandte.

„Wie immer, schöne Frau," entgegnete Dieser, „Sie haben Ihre Aufgabe ausgezeichnet gelöst!"

„Und das Resultat?" —

„Wird, wie ich hoffe, ein durchaus günstiges sein.“ —

„Aber wann?“ —

„Das hängt ganz von Ihnen ab, Madame.“ —

„Von mir?“ —

„Allerdings,“ entgegnete der Marquis, indem das Lächeln um seinen Mund noch etwas stärker, als gewöhnlich hervortrat, „wenn Sie fortfahren, meinen Wünschen mit derselben Pünktlichkeit, mit demselben Vertrauen, mit demselben Mangel sogenannter, weiblicher Wißbegierde, wie bisher, zu begegnen.“ —

Mad. Thomar erhob sich und trat einen Schritt näher. Sie blickte auf den Marquis, dem Anscheine nach tief bewegt. Ihre Augen waren feucht, ein tiefer Schmerz zeichnete sich auf ihrem Gesichte. Langsam schüttelte sie den Kopf.

„Sie spotten meiner Wißbegierde,“ begann sie. „Können Sie sich denn gar nicht in das Gefühl hineindenken, das mich beseelt und das allein mich Ihnen dienstbar gemacht hat? Wissen Sie denn nicht, was es für eine Mutter heißt, von ihrem Kinde getrennt leben zu müssen, es nicht einmal sehen zu dürfen!“ —

Der Marquis antwortete nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nichts gehört hatte. Es ging ihm, wie den erfahrenen Ehemännern, die ihre Frauen in der

Disposition finden, eine Scene aufzuführen, er dachte an etwas Anderes.

Mad. Thomar trat natürlich noch einen Schritt näher, so daß sie dicht vor dem „Monstrum“ stand.

„Kann eine Frau,“ fuhr sie in einem weniger bewegten, aber stark aigrirten Tone fort „und noch dazu eine meines Temperaments, sich mehr ihres Willens entäußern, als ich es gethan habe? Ich bin Ihnen blindlings gefolgt, wohin sie mich führten. Ich hatte weder Vermuthungen geäußert, noch überhaupt aufkommen lassen, ich habe absichtlich nichts Anderes denken wollen, als: Er wird mir zu meinem Kinde, zu meiner früheren Stellung wieder verhelfen. Ja, noch gestern Abend, als Sie mir meine Instruktionen ertheilten, als ich singen mußte und noch dazu Lieder, die die schmerzlichsten Erinnerungen in mir erweckten, habe ich weder gefragt, wofür? noch wozu? — Ist das kein Vertrauen? Ist das weibliche Neugierde oder Wißbegierde, wie Sie es zu nennen belieben?“ —

Mad. Thomar hielt inne, sie schien der Ansicht zu sein, daß diese letzte Aufforderung eine Erwiederung verdiente. Diese blieb aber aus, es wäre denn, sie hätte es für eine solche angesehen, daß der Marquis aufblickte und sie scharf ansah. — Ihr Gesicht färbte sich hochroth, ihr Busen wallte auf und ab, ihre Augen sprühten

Feuer, sie hätte in diesem Augenblicke eine vortreffliche Studie „à la Paul de Kock" abgeben können. —

„Wenn ich daran denke," fuhr sie in einem Tone fort, der anzeigte, daß sie auf dem Höhepunkte der Gereiztheit angelangt war, „zu welchen Handlungen ich vielleicht die Hand geboten, welche Schuld ich wider Wissen auf mich geladen habe! O lächeln Sie nur, ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich weiß, ich habe mich schwer an meinem Kinde, an meinem Gemahle vergangen; aber dies sind auch die beiden einzigen Wesen, die ich aus freien Stücken unglücklich gemacht habe. Und jetzt? O ich mag nicht daran denken!" —

Der Marquis erhob sich und blickte sie einen Augenblick an, wie der Vater auf sein unartiges Kind blickt: „Thörichte Frau," sagte er, „Sie mögen nicht an das Jetzt denken, während gerade dieses Jetzt Ihnen die Gewährung Ihrer höchsten Wünsche bringt!" —

„Was sagen Sie!" rief Mad. Thomar mit strahlenden Augen und einem so freudigen Gesichte, das, verglichen mit ihrer kurz vorher geäußerten Erregtheit, die allerbeste Charakteristik dieser Frau liefern konnte. —

„Sie sind eine Frau," fuhr der Marquis in einem Tone fort, der durchaus nicht spaßhaft klang „und haben als solche schon ein schwaches Gedächtniß; aber es ist nicht bloß Ihr, es scheint das Vermächtniß aller

Menschen zu sein, daß sie die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart erheben. Es ist dies ein Grundzug der Menschheit und ihrer Geschichte. Arme Frau, wissen Sie noch, als ich Sie kennen lernte, wie trostlos, wie von allem Halt, von aller Hoffnung verlassen Sie waren? Sie hatten nichts, als das Gefühl Ihrer glänzenden Misère und die Wiedervereinigung mit Ihrer Tochter, mit Ihrem Gemahle war für Sie ein frommer Wunsch, ein holder Traum. Aber nach und nach, und zwar durch meine Hülfe, haben sich die Nebel zertheilt, die um diesen Traum lagerten, die Schwierigkeiten sind beseitigt, nur noch ein Schritt, und" —

„Und?" —

„Sie liegen in den Armen Ihrer Tochter!" —

„O mein Gott!" schrie Mad. Thomar, indem sie auf ihre Knie sank und Miene machte, ein Dankgebet zu verrichten. —

„Lassen Sie das," sagte der Marquis fast erzürnt. Sie haben Niemand zu danken, als Sich selbst und mir. Wann ich meinen Theil daran fordern werde, müssen die Umstände und Zeitverhältnisse bestimmen. Nur soviel, der Schritt, der noch zu thun ist, erfordert Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihre ganze Kraft und deßhalb hören Sie mir ruhig zu." —

Mad. Thomar erhob sich, ergriff die Hand des

Marquis und drückte, wenn auch wider Willen des Letzteren, einen Kuß darauf. —

Der Marquis schüttelte langsam den Kopf, als wenn er sagen wollte: „Unverbesserlich!" —

„Was Sie noch zu thun haben," begann er, „ist einfach dies: Ich erwarte etwa in einer Viertelstunde einen Herrn, den ich in meinem Bibliothekzimmer empfangen werde. Halten Sie Sich während der Zeit in diesem Zimmer auf. Sobald Sie von dem meinigen aus irgend etwas fallen hören, ich werde absichtlich ein Buch fallen lassen, bereiten Sie Sich vor, in zwei, drei Minuten darauf dasselbe Lied zu singen, das Sie gestern angestimmt haben."

„Ist der Herr aus Frankreich?" fragte Mad. Thomar.

Der Marquis zog die Augenbrauen zusammen. Sie erhob faltend ihre Hände. „Bitte, fahren Sie fort," sagte sie, „ich werde nicht mehr unterbrechen." — Jedoch in demselben Augenblicke ertönte eine Klingel.

Der Marquis fuhr auf. „Das ist er!" sagte er rasch. „Es ist die höchste Zeit! — Ich rechne auf Sie!" rief er ihr zu, indem er das Boudoir verließ und auf die oben beschriebene Weise in sein Zimmer zurückkehrte. Er hatte kaum noch Zeit sich zu setzen und ein Buch in die Hand zu nehmen, als auch schon Leon mit dem Herrn v. Crezy eintrat. —

„Herr Marquis!" begann Jener.

Dieser blickte auf. „Ah, meine Herren," sagte er, indem er sich erhob, „wenn ich nicht irre, hatte ich die Ehre, Sie gestern Abend bei mir zu sehen. Sein Sie mir willkommen. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier empfangen muß; allein in meinem Drawing-Room sind augenblicklich die Arbeiter beschäftigt. — „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen." —

Die Herren setzten sich.

„Wir stören Sie vielleicht in ihren Studien, Herr Marquis," begann Leon; „allein wir konnten nicht umhin, Ihnen so bald wie möglich unsern Dank für den genußreichen Abend auszusprechen, den Sie uns gewährt haben." —

Während dem blickte Herr v. Crezy um sich, er schien erstaunt zu sein über die Einfachheit des Zimmers und den Reichthum der Bibliothek. —

„Das ist ein großer Schatz," meinte er, indem er auf die Bücher wies. —

„Nicht für Jeden, mein Herr!" entgegnete Rainswood.

„Ich setze natürlich die Bildung voraus." —

Der Marquis schüttelte mit dem Kopfe. „Ich kenne sehr gebildete Leute," meinte er, „für welche diese Bibliothek wenig oder gar keinen Werth haben würde. Mit Büchern ist es ein eigen Ding. Ihr Werth richtet

sich stets nach der Erziehung, Erfahrung und Anschauung, die wir haben. Was für den Einen Alles ist, betrachtet der Andere als Makulatur.“ —

„Darf man fragen, was diese Bücher enthalten?“ sagte Leon.

„Der größere Theil handelt von der Chemie, den Naturwissenschaften, über Productions- und Konsumtionskraft, die Erde und ihre Menschen. Die Nationalökonomie spielt eine große Rolle dabei.“ —

„Wirklich?“ rief Herr v. Crezy aus. „Das ist mein Lieblingsfach.“ —

„Es freut mich, dies zu hören,“ versetzte Rainswood; „das Studium dieser Wissenschaft setzt immer eine solide Bildung voraus.“ —

Es dauerte nicht lange, so waren der Marquis und Herr v. Crezy im tiefen Gespräch über Adam Smith, Say und die neueren Vertreter dieser Wissenschaft, und da der Franzose schon als Fabrikant ein eifriger Protectionist war, während der Marquis auch auf diesem Felde seine Liberalität bekundete, so konnte es nicht fehlen, daß die Debatte sehr heftig wurde und daß man kaum davon Notiz nahm, wie unser Leon, dem alles dies sehr wenig interessirte, sich empfahl. —

Und wie eigen? Von dem Augenblicke an, daß Leon nicht mehr im Zimmer war, nahm das Gespräch

eine ganz andere Wendung. — Der Marquis gab sich plötzlich in sehr vielen Punkten gefangen, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Richtigkeit er sehr heftig bestritt. Je mehr dies geschah, desto entschiedener vertrat natürlich Herr v. Crezy seine Ansicht, so daß endlich der Marquis ausrief: „Doch wozu streiten wir? Ich kann Ihnen ja gleich den Beweis liefern, daß ich Recht habe!“ — Dabei ging er an den Bücherschrank und nahm einen dicken Band heraus.

„Hier ist Say,“ sagte er, „den werden Sie gewiß anerkennen.“ —

Jedoch kaum war unser Marquis im Begriff, zwei Blätter, die aneinander geklebt waren, zu lösen, so fiel das Buch aus seinen Händen auf den Boden. — Er machte eine unwillige Bewegung, hob das Buch auf, legte es auf den Tisch — was er doch auch schon früher hätte thun können — und sagte, indem er zu blättern anfing: „Hier steht es, warten Sie nur einen Augenblick!“ —

Aber unser armer Crezy hatte keine Ohren mehr für Say und den Marquis. Er hörte nur noch jene Töne vom vorhergehenden Abend, die sich plötzlich wieder vernehmen ließen, zwar, wie es schien, in weiter Entfernung, aber doch laut genug, um Ton für Ton in seine Seele zu tragen. —

„Hier steht es," rief der Marquis, „sehen Sie! — Doch was haben Sie, was fehlt Ihnen?" fuhr er plötzlich fort.

Herr v. Crezy griff ihn am Arme. „Hören Sie nicht?" flüsterte er fast geisterhaft. —

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," sagte der Marquis besorgt. „Sie scheinen krank zu sein, ich will einen Arzt rufen lassen." —

„Nicht doch! — Jene Töne," lispelte Herr v. Crezy. Die Töne verstummten. Der Franzose sprang auf. „Es macht mich noch wahnsinnig," rief er aus, indem er an's Fenster eilte, es aufriß und hinausschaute.

„Herr v. Crezy, was ist Ihnen?" wiederholte der Marquis. —

Jener blickte um sich und sah in das Gesicht des Fragers. Er schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich war er zu einem Entschlusse gekommen. „Herr Marquis," sagte er, „wer Sie auch sein mögen, eine Stimme, ein Gefühl sagt es mir, Sie kennen die Besitzerin jener Stimme, die mich gestern und heute bei Ihnen verfolgt. Als Mann von Ehre und, wie man sagt, von seltenem Edelsinn, werden Sie mir die Beantwortung einer Frage nicht verweigern?" —

„Und die ist?" —

„Wer ist jene Sängerin und wo ist sie?" —

„Herr v. Crezy," erwiederte der Marquis, „ich verstehe Sie wirklich nicht, es ist möglich, daß Ihnen gestern Abend aus dem Concertsaale der Klang einer Stimme zu Ohren gekommen ist, der Sie mehr als auf die gewöhnliche Weise ergriffen hat, es ist möglich, daß Sie plötzlich ein Interesse für die Sängerin fühlen. Man hat das manchmal. Aber was weiß ich von meinen Sängerinnen? Das ist Sache meines Intendanten. Ich werde ihm, wenn Sie es wünschen, den Auftrag geben, ihren Namen und ihre Adresse zu ermitteln." —

Herr v. Crezy schüttelte mit dem Kopfe. „Sie wollen es mir nicht sagen, Herr Marquis," sagte er traurig. —

„Gewiß, Herr v. Crezy," versetzte der Angeredete, es soll mir eine große Genugthuung gewähren, Ihnen nützlich zu sein. Nur geben Sie mir irgend eine Anleitung dazu, sagen Sie mir einige Details dessen, was Sie wünschen und vielleicht kann ich Ihnen helfen." —

Herr v. Crezy sah ihn an. „O mein Gefühl täuscht mich nicht," sprach er langsam und ernst. „Sie können mir helfen. Ja, ja," murmelte er, in Nachdenken versunken. Plötzlich rief er aus: „Hören Sie, Herr Marquis, ich halte Sie für einen Mann von Ehre, ich will mich Ihnen vertrauen!" —

„Vor ungefähr siebzehn Jahren," begann er, „machte in Paris eine junge Sängerin durch die Schönheit ihrer Stimme und ihrer Erscheinung, durch die Anmuth ihres Gesanges Aufsehen. Alle Welt war bezaubert von ihren Reizen, ihrer Tugend, ihrer Enthaltsamkeit u. s. w. Jedermann sprach von ihr mit Bewunderung; wie natürlich, daß auch ich, trotzdem daß meine Lieblingsneigungen damals noch weniger als jetzt in einem Concerte zu befriedigen waren, mich veranlaßt fand, sie zu sehen und zu hören. Kaum war dies geschehen, so war meine Ruhe dahin. Ich empfand eine brennende Liebe zu diesem Mädchen, und nichts, weder die Stimme der Ueberlegung, noch die Ermahnungen meiner Eltern, Verwandten und Freunde konnten mich abhalten, nach dem Besitze desselben zu ringen. Es sei fern von mir, Sie mit den Details einer Liebesaffaire behelligen zu wollen, welche die Wirklichkeit und die Romanwelt mehr als hinreichend zum Besten giebt. Genug, was mir als das Höchste galt, gelang mir, ich heirathete das Mädchen. Paris mußte sich nach einer neuen Sängerin umsehen. Daß ich glücklich war, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Der Besitz eines geliebten Weibes und bald darauf einer anmuthigen Tochter mußte wohl einen Menschen, wie mich, der in dem stillen Familienleben mehr Freude als in den Pariser

Salons fand, befriedigen. Dies war auch die Veranlassung, daß ich bald nach der Geburt meines Kindes Paris verließ und mich auf meinen Landsitz zurückzog. Hier lebten wir mehrere Jahre zufrieden mit dem Loose, das uns beschieden war, und gewiß nicht ahnend, daß unser Glück ein so schmerzliches Ende nehmen sollte. — Ich beschäftigte mich mit der Jagd, mit meinen Büchern, mit der Anfertigung und Ausführung wirthschaftlicher Pläne, meine Frau mit ihrer Musik und der Erziehung unseres Kindes. Es ist wahr, die Musik hatte nur im Anfange unserer Ehe eine secundaire Rolle gespielt, später füllte die Beschäftigung mit ihr den größten Theil der Zeit meiner Frau aus. Aber dies war auch Alles was mich hätte beunruhigen können, mindestens schien es mir so. Auch wußte ich, daß die Lebhaftigkeit ihres Wesens es nicht gestattete, irgend einen Wunsch, eine Unzufriedenheit mit ihrer Lage unausgesprochen zu lassen. Aber eines Morgens gestaltete es sich anders. Aus einem unbedeutenden Zwiste, der im ehelichen Leben, wie man sagt, nicht zu vermeiden ist, fühlte ich heraus, daß sie die Zurückgezogenheit von Paris, die Unwissenheit, in welcher sie über die Fortschritte ihrer Kunst blieb, zu beklagen nöthig fand. Kaum hatte ich mich von der Richtigkeit meiner Vermuthung überzeugt, als ich ihr auch den Vorschlag machte, im Winter während

der Saison in Paris zu leben und nur im Sommer dem zurückgezogenen Landleben zu widmen. Sie ging mit Freuden darauf ein, und bald waren wir wieder in Paris. Die Wiedererscheinung meiner Frau in der Oper, in den Concerten, in den Salons machte Aufsehen; wo sie sich blicken ließ wurde der Triumphe gedacht, die sie früher gefeiert hatte, und kaum waren wir in irgend einen gesellschaftlichen Zirkel getreten, so konnte sie mit Sicherheit auf eine Aufforderung rechnen, ihr seltenes Talent auf's Neue zu bewähren. Meine Frau genügte solchen Aufforderungen nur gar zu gern und bald wurde unsere Erscheinung in Paris die Veranlassung zu einer förmlichen Jagd auf ihre Stimme und ihren Gesang. Das Schlimmste war, daß diese Aufforderungen nach und nach von Personen ausgingen, deren Stellung ein öffentliches Auftreten mit sich brachte. Die Unternehmer von Wohlthätigkeitsconcerten, von kirchlichen Aufführungen, empfohlen von hochstehenden Personen, fühlten sich ebenfalls veranlaßt, um ihre Unterstützung zu bitten. Dies war die erste Veranlassung zu einer Spannung zwischen uns. Ich glaubte meine Einwilligung versagen zu müssen. Meine Frau wurde unwillig, gab dann nach, aber grollte fortwährend. Was sollte ich machen? Ich ließ sie gewähren. Ich glaubte der Aufenthalt auf dem Lande würde alle diese

Concerte und Salons vergessen machen. Aber keinesweges. Ich sollte hier zum ersten Male erkennen, daß man eine Lieblingsneigung nicht ungestraft erwecken kann. Meine Frau konnte kaum den Anfang der neuen Saison erwarten. Sie sprach von nichts als von neuen Arien, mit denen sie die Pariser überraschen wollte, von neuen Triumphen, von der neuen Oper, dem neuen Virtuosen, der zu erwarten wäre u. s. w. Ich begann mich unglücklich zu fühlen, zumal als ich nicht die Kraft hatte, ihren Wünschen zu widerstehen und sie auf's Neue nach Paris führte. Daß hier die Scenen der vorigen Saison wiederholt wurden, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Dazu kam noch das Lächeln meiner Verwandten, der sogenannte Rath der Freunde, die Alles vorher gesagt hatten, der Gedanke an mein Kind, das über all' das Singen und die Concerte vernachlässigt wurde und Gefahr lief, an dem Allen noch vor der Zeit Geschmack zu finden. Dies namentlich schmerzte mich tief und ließ mich mit Entschiedenheit darauf bestehen, daß das Mädchen in ein Pensionat gethan wurde. Aber was sollte ich mit der Mutter beginnen? Der Beifall, den sie fort und fort fand, die Bewunderung, die sie noch immer zu erregen wußte, vielleicht auch der unwiderstehliche Trieb, dem künstlerischen Bedürfnisse ihrer

Seele zu genügen, nahmen dem armen Weibe Herz und Kopf gefangen. Sie dachte weder an mich, noch an ihr Kind, wir waren ihr fremd geworden!" —

In diesem Augenblicke war es, als wenn ein leiser, wimmernder Klageton durch die Luft zitterte.

„Was war das?" schrie Herr v. Crezy, indem er sich erhob und fragend den Marquis anblickte, über dessen Gesicht wie ein Blitz die Wolken des Zorns gefahren waren und der den Mund leise zusammenkniff, ein sehr böses Zeichen, wie Rochuard meinte. —

„Was?" fragte trocken unser Marquis, indem er Herrn v. Crezy mit der höchsten Verwunderung ansah.

„Hörten Sie nichts?" fragte Dieser.

Der Marquis gab sich die Miene, als hätte er in diesem Augenblicke etwas zu hören. „Nein," antwortete er trocken, „ich höre nichts." —

„Ich kann mich auch geirrt haben," versetzte der Franzose nach einer Pause, „vielleicht die Erinnerung!" — Er schwieg, tief in Gedanken verloren.

„Wollen Sie nicht fortfahren, mein Herr?" fragte der Marquis.

„Sie haben Recht," rief Herr v. Crezy aus, „hören Sie weiter. Vergebens waren meine Vorstellungen, meine Bitten, meine Drohungen, es war als wenn plötzlich ein böser Dämon in die Seele des armen

Weibes gefahren. Ja, nicht bloß daß sie darauf bestand, in den Concerten zu singen, sie wollte auch in der Oper auftreten, mit einem Worte, sie wollte ihre frühere Wirksamkeit als Künstlerin erneuern. Es entstand ein langer Kampf, der Jahre gedauert hat, die glückliche Ehe war dahin. Meine Frau konnte nicht begreifen, daß das Preisgeben ihrer Persönlichkeit und ihres Talentes an die Oeffentlichkeit mein Zartgefühl verletzen, daß der Gedanke, sie auf der Bühne zu sehen, mir ein Greuel sein mußte. Sie fand in dem Allen nichts. Hätte ich damals nicht aufgehört die Sprache der Ueberredung zu führen, vielleicht wäre doch noch Alles gut gegangen. Aber ich glaubte, wo Bitten nichts mehr fruchteten, von meinem Rechte, befehlen zu können, Gebrauch machen zu müssen. Dies verdarb Alles. Meine Frau fühlte sich dann erst recht berufen, ihrer innern Stimme zu folgen. Sie verließ mich und trat unter fremdem Namen in der Oper auf.“ —

Herr v. Crezy schwieg, die Erinnerung überwältigte ihn. Der Marquis klingelte, gleich darauf erschien ein Bedienter mit Erfrischungen.

„Herr v. Crezy, wollen Sie nicht ein Glas Selterswasser mit Wein zu Sich nehmen?“ fragte Rainswood. „Erlauben Sie, daß ich es Ihnen präparire.“ —

Er that es und reichte dem Franzosen das Glas. —

„Ich danke Ihnen," sagte Dieser, indem er es in einem Zuge leerte. „Ich werde keine Unterbrechungen mehr folgen lassen," fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu.

„Meine Verwandten bestanden auf Scheidung. Ich wollte nicht, ich dachte an mein Kind, und dann auch daran, daß eine bessere Erkenntniß oder eine Uebersättigung sie aus freien Stücken zurückführen würde. Ich erkundigte mich nach ihrem Lebenswandel und hörte denselben als einen durchaus würdigen rühmen. Das richtete mich auf, und wenn meine Tochter mich nach der Mutter fragte, so antwortete ich ihr: sie sei bei ihren Verwandten, sie werde bald wiederkommen. Aber sie kam nicht, im Gegentheil, sie verließ Paris, ohne mich wissen zu lassen, wohin sie gegangen sei. Ich hörte nur zu bald, sie sei hier in London und gefalle außerordentlich, aber führe ein Leben — o das war der härteste Schlag!" —

Hätte unser Marquis in diesem Augenblicke nach seinem Bücherschranke gesehen, und zwar nach jener Stelle, welche die geheime Tapetenthüre verbarg, so würde er sich besorgt gefragt haben, ob er auch dieselbe wieder zugeschlossen habe? Denn wie es den Anschein hatte, machte dieser Theil des Schrankes sehr auffällig Miene, dieselbe Stellung einzunehmen, die er kurz vor

dem Erscheinen des Herrn v. Crezy hatte. Und würde er sich so gefragt haben, so würde ihm eingefallen sein, daß er in großer Eile das Zimmer der Mad. Thomar hatte verlassen müssen, und daß es sehr wahrscheinlich sei, daß diese Dame, durch die kurz vorher gehabte Unterredung mehr als gewöhnlich aufgeregt, den Wunsch nicht habe unterdrücken können, doch etwas näher als gewöhnlich zu gehen, d. h. den schmalen Korridor zu durchschreiten, der zum Bücherschranke führte und einmal zu forschen, wer wohl jener fremde Herr sein könnte, für den sie Lieder einer vergangenen, glücklichen Zeit singen mußte. Und wenn unser Marquis so gedacht hätte, so würde er durchaus im Rechte gewesen sein, denn Mad. Thomar stand wirklich eben jetzt hinter dem Schranke, wie es schien sehr heftig ergriffen.

Wenden wir uns jetzt wieder zu Herrn v. Crezy. Es vergingen mehrere Sekunden, ehe er sich von seinem Schmerze erholen konnte. „Verzeihen Sie, Herr Marquis,“ sagte er, „es giebt gewisse Gefühle, gewisse Erinnerungen, über die wir nicht so leicht Herr werden können.“ —

„Ich weiß, Herr v. Crezy,“ entgegnete der Marquis sehr warm. „Glauben Sie mir, ich nehme den lebhaftesten Antheil an Ihrem Geschicke. Aber wenn Sie

mir jetzt auch noch sagen wollen, in welchem Zusammenhange —"

„Ich verstehe," unterbrach Herr v. Crezy. „Nun, jene Stimme von gestern Abend und diesem Morgen," fügte er mit großer Bestimmtheit hinzu, „kann keine andere sein, als die meiner Frau!" —

„Was Sie sagen!" rief der Marquis aus. „Aber kann Ihnen nach Allem, was Sie mir soeben mitgetheilt haben, daran gelegen sein, wieder mit dieser Dame zusammenzukommen?" —

„O, Herr Marquis, Sie wissen nicht, was ich gelitten habe! Sie wissen nicht, daß ich meinem Kinde nicht länger die Wahrheit verschweigen kann und daß die Enthüllung dieser Wahrheit vielleicht das arme Geschöpf tödtet. O es ist schrecklich! Nein, nein, ich muß sie sehen nnd sprechen! Ich gebe mein halbes Vermögen darum, sie zu fragen, ob sie noch rein ist, ob sie noch länger von ihrer Tochter getrennt leben kann?" —

Kaum hatte Herr v. Crezy diese Worte gesprochen, so schlug der Bücherschrank in's Zimmer zurück und Madame Thomar stürzte herein.

„Nein," schrie sie auf, indem sie zu den Füßen des Herrn v. Crezy sank, sie kann nicht länger ohne Euch leben!" —

„Allmächtiger Gott, mein Weib!“ schrie Herr v. Crezy.

Der Marquis war leichenblaß geworden. Er blickte düster auf das Paar zu seinen Füßen. Er mochte ungefähr dasselbe Gefühl haben, das den Feldherrn nach der verlornen Schlacht beseelt. Langsam schüttelte er mit dem Kopfe und verließ dann rasch das Zimmer.



Druck von C. Kirchner in Nordhausen.